



Matthias Clausen



„Warum ich  
trotzdem  
Christ bin“

Ehrlich zweifeln,  
gerne glauben

BRUNNEN



Matthias Clausen

∴   )  
" Warum ich  
 trotzdem   
Christ bin "   
∴  + +

 **BRUNNEN**  
Verlag GmbH · Giessen

institut für glaube   
und wissenschaft

Bibelstellen aus dem Neuen Testament sind, wenn nicht anders angegeben, der *Neuen Genfer Übersetzung – Neues Testament und Psalmen*. Copyright © 2011 Genfer Bibelgesellschaft entnommen (NGÜ), aus dem Alten Testament der *Lutherbibel, revidiert 2017*, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart (LUT).



© 2021 Brunnen Verlag GmbH, Gießen

Lektorat: Uwe Bertelmann

Umschlagillustrationen: Adobe Stock

Umschlaggestaltung: Jonathan Maul

Satz: DTP Brunnen

Druck: CPI books GmbH

Gedruckt in Deutschland

ISBN Buch 978-3-7655-4371-5

ISBN E-Book 978-3-7655-7607-2

[www.brunnen-verlag.de](http://www.brunnen-verlag.de)



# Inhalt

	Vorab	5
1.	„Wozu Gott? Mir geht’s auch so gut“	10
2.	Moralisch auch ohne Gott. Geht Ethik auch religionslos?	28
3.	Was würde Jesus zu Stephen Hawking sagen?	56
4.	Kreative Fiktion? Zur historischen Glaubwürdigkeit des Neuen Testaments	76
5.	Das Klima schützen. Oh Gott, sind wir unverbesserlich?	97
6.	Warum lässt Gott Leid zu?	119
7.	Warum ich trotzdem Christ bin. Über den Glauben und seine unglaublichen Vertreter	137
	Anmerkungen	155



# Vorab

„Ich komme zum Schluss“ – so begann einmal jemand seine (gefürchtete) Ansprache bei einer Familienfeier. Und alles atmete hörbar auf.<sup>1</sup> Wichtiges kann man oft auch zügig sagen. Deswegen vorab und in aller Kürze: Der Titel des Buchs ist Absicht; er ist auch eine kleine Inhaltsangabe:

## Trotzdem Christ

Ich bin Christ, ich glaube an Jesus, überzeugt und mit Begeisterung – und zugleich „trotzdem“: trotz so vielem, was dagegen zu sprechen scheint. Damit meine ich nicht nur die gängigen Fragen an Glauben, die meine Vernunft stellt (Fragen wie: Ist das alles logisch? Ist es beweisbar? Hat nicht die Wissenschaft ...? Usw.). Die Fragen sind berechtigt. Viele davon sind aber relativ gut zu „handhaben“, will sagen: Viel Kluges ist darüber bereits geschrieben worden, von Menschen, die weitaus klüger sind als ich, einige davon zitiere ich öfter.

Mit „trotzdem“ meine ich durchaus auch diese klassischen Themen von dem, was man in der Theologie Apologetik nennt: die rationale Begründung des Glaubens im Gespräch mit Einwänden und Zweifeln. Das ist mir enorm wichtig. Apologetik war entscheidend auf

meinem eigenen Weg zum Glauben; schon deswegen ver-  
wende ich darauf viel Zeit und Herzblut.

Mit „trotzdem“ meine ich aber noch mehr: Oft, so erlebe ich es, ist es nicht so sehr ein *Argument* gegen den Glauben, das Menschen den Glauben schwer macht. Sondern es ist eher ein *Gefühl*, ein leiser Unmut, der sie beschleicht: „Kann das denn alles stimmen? Wenn so viele Menschen vorgeben, daran zu glauben, selbst aber ziemlich unglaubwürdig sind? Wenn ich selbst anfangs, daran zu glauben, werde ich zum Teil *dieser* Gemeinschaft? Und will ich das überhaupt?“ Meine Erfahrung im Gespräch ist, dass dieser Einwand gegen den Glauben für Menschen heute oft besonders schwer wiegt. Ich nehme ihn ernst, widme ihm ein ganzes Kapitel, das letzte dieses Buchs, und habe sogar das ganze Buch danach benannt.

## Ehrlich zweifeln

Für den Zweifel muss man heute eigentlich keine Werbung mehr machen. Es gehört auch in christlichen Büchern längst zum guten Ton zu sagen: Zweifeln ist erlaubt. Das ist ein bisschen erstaunlich, weil in der Bibel schon ein paar kritische Dinge zum Thema Zweifel stehen. „Habt ihr noch keinen Glauben?“, fragt Jesus seine Jünger, als die im Sturm Angst bekommen haben, obwohl doch Jesus bei ihnen ist. Und Jesus? Schläft. In aller Ruhe. Er muss erst geweckt werden, reibt sich die Augen (stelle ich mir vor), blinzelt dann in den Sturm. Und sagt,



deutlich, aber unaufgeregt: „Ruhe!“ Augenblicklich wird das Wasser still. *Daraufhin* kommt seine leise Kritik an die Jünger: Habt ihr noch keinen Glauben?<sup>2</sup> Kritisiert wird also nicht der Zweifel an sich, sondern ein Zweifel, *obwohl man es besser weiß*, obwohl man dicht bei Jesus ist und alles dafürspricht, dass er am Ruder ist.

Das ist nicht der intellektuelle Zweifel, der mit guten Gründen hinterfragt, was noch nicht ausreichend begründet ist. Ein solcher Zweifel ist nicht nur erlaubt, er ist sogar erwünscht. Gute Fragen verdienen gute Antworten. Denn *echter*, nachhaltiger Glaube entsteht nur dann, wenn ich mir meine eigenen Fragen eingestanden habe. Gott nimmt keine Abkürzung *an unseren Fragen vorbei*, sondern er will uns für sich gewinnen *durch unsere Fragen hindurch*. Ein Glaube, der sich gegen ehrliche Fragen abschottet, hat mich daher nie interessiert.

Meine Vermutung ist: Wenn Menschen einmal angefangen haben zu glauben, aber dann wieder damit aufhören – dann liegt das *manchmal* daran, dass ihr „erster“ Glaube noch nicht so viele Zweifel hat aushalten müssen. Das hat ihn weniger robust gemacht. Solchen Menschen möchte ich zeigen: Das liegt aber nicht am Glauben an Jesus selbst, sondern daran, wie sie ihn zuvor kennengelernt haben. An sie habe ich bei diesem Buch besonders gedacht.

Dieses Buch basiert ja auf Vorträgen, die ich vor allem vor Studierenden an Hochschulen gehalten habe, zum Teil auch vor anderen Altersgruppen. Die Vorträge richten sich oft an Skeptiker, für die das Thema Glaube neu ist und die dem Ganzen abwartend gegenüberstehen.

Beim Aufschreiben der Vorträge für dieses Buch habe ich mich aber zusätzlich gefragt: Wie klingt das eigentlich für Menschen, die das „alles schon durchhaben“? Die über all das früher schon einmal nachgedacht, es sogar schon mal geglaubt haben? Ist das für sie sinnvoll? Ehrlich zweifeln ist gesund – um zum Glauben zu finden und um wieder zurückzufinden.

## Gerne glauben

Ich glaube aber nicht nur „trotzdem“, sondern *gerne*. So wichtig es ist, Zweifel ernst zu nehmen und Probleme nicht schönzureden: Ich halte den Glauben an Jesus nicht nur für wahr und gut begründet, sondern ich finde ihn auch *schön*. Deswegen wirkt es auf mich manchmal merkwürdig, wenn in christlichen Büchern, Vorträgen, YouTube-Videos und Podcasts ... *ausschließlich* Probleme gewälzt werden.

Noch einmal (ich bin schließlich Akademiker, noch dazu deutscher Akademiker, und wie alle Brillenmenschen muss ich mich absichern): Probleme wälzen ist wichtig, Probleme verschwinden nun mal nicht durch Verschweigen. Aber das *Herz* meines Glaubens ist nicht eine Denkaufgabe, ein Logik-Rätsel, sondern das Herz ist eine Person, Jesus, und diese Person verkörpert eine rundum gute Botschaft.

Man denke an den Engel an Weihnachten. Der hat zu den Hirten auf dem Feld auch nicht gesagt: „Siehe, ich verkündige euch große theologische Probleme, die euch

ein Leben lang beschäftigen werden.“<sup>3</sup> Nein. Er hat gesagt: „Ich verkündige euch große *Freude*.“ Das versuche ich in diesem Buch auch, und ich hoffe, das Lesen macht Sie nachdenklich – und es macht Ihnen Freude.

Wenn Sie mich kontaktieren möchten – gerne:  
matthias.clausen@iguw.de  
www.iguw.de



Hier finden Sie ein Video, indem ich mich und das Buch noch einmal kurz vorstelle: <https://www.youtube.com/watch?v=mTjHmribNeE>

# 1. „Wozu Gott?“



## Mir geht's auch so gut"

Die großen Fragen an das Leben lassen sich bekanntlich ganz leicht beantworten. Denn die großen Fragen, so könnte man in Anlehnung an große Denker sagen, lauten: Wo komme ich her? Wo gehe ich hin? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?

Das lässt sich in meinem Fall leicht beantworten: Wo komme ich her – aus Marburg in Hessen, da wohne ich seit etlichen Jahren. Wo gehe ich hin – dorthin wieder zurück, jedenfalls wenn ich zuvor auf Reisen war. Was soll ich tun – jetzt hier diesen Text schreiben (das habe ich mir zumindest vorgenommen). Was darf ich hoffen – dass das, was ich schreibe, einigermaßen sinnvoll ist. Damit habe ich die Fragen beantwortet. Das war natürlich nur ein Scherz. Was ich sagen will: Wir haben uns daran gewöhnt, die großen Fragen an das Leben kaum mehr ernsthaft zu stellen. Wenn wir sie stellen, dann mit einem kleinen entschuldigenden Augenzwinkern, gerne ironisch, sozusagen in Anführungszeichen gesprochen. Fast als sei es uns ein wenig unangenehm.

Das kann man auch gelehrt ausdrücken und sagen: Diese Verlegenheit ist typisch für eine postmodern geprägte Gesellschaft. Denn ein Merkmal der Postmoder-

ne, so schrieb einer ihrer Vordenker, ist die Skepsis gegenüber den sogenannten Meta-Erzählungen.<sup>4</sup> Übersetzt sind das die „großen Erzählungen“, die großen Sinndeutungs-Angebote, wie sie in früheren Zeiten von der Religion kamen oder von den politischen Systemen oder von der Wissenschaft. Dem begegnen wir mit Skepsis. Fast ist es so: je größer das Angebot zur Sinndeutung, das uns gemacht wird, umso größer unsere Zurückhaltung. „Geht’s nicht auch ein bisschen kleiner?“, sagt eine Stimme in uns. „Das ist mir zu abgehoben. Zu weit weg von meinem Lebensgefühl.“

## Die Frage nach dem Wozu

Deswegen stellen Menschen oft eine eher pragmatische Frage: „Was bringt’s?“ Anders gefragt: „Wozu? Wozu ist das gut? Was kommt dabei heraus?“

Ganz ehrlich: Ich finde diese Art zu fragen gar nicht so schlecht. Ich finde zwar, dass sie nicht ausreicht. Ich bin sogar überzeugt, dass es zu unserem Menschsein dazugehört, noch tiefer nachzufragen, auch die Frage zu stellen: „Was ist denn die Wahrheit?“ Und zwar erst einmal unabhängig vom Nutzwert. Was wahr ist und was nicht, interessiert mich ganz ungemein.

Trotzdem finde ich die Frage „Wozu?“ berechtigt. Weil sie helfen kann zu sortieren. Welches Sinndeutungs-Angebot verdient weiteres Nachdenken, und welches scheidet schnell aus? Um das herauszufinden, hilft ein simples „Wozu ist das gut?“ manchmal ungemein.

Zum Beispiel wenn uns vermittelt wird, es gehe im Leben ums Geldverdienen, und zwar allein ums Geldverdienen. Oder wenn uns vermittelt wird: Es gehe ums Karrieremachen. Wenn das für Menschen der einzige Sinn im Leben wird, kann das seltsame Blüten treiben. So wie in folgender Szene, an die sich der Autor und Theologe Christian A. Schwarz einmal erinnert:

„Ein Freund von mir – ich unterstelle, dass er es wirklich gut mit mir meinte – redet beständig auf mich ein, ich müsste doch etwas dafür tun, dass ein bestimmter Unternehmer ‚eine bessere Meinung über mich‘ gewinne. Und dann erzählte er mir von seinem Erfolgsrezept: ‚Ich habe ihm schon öfter nach 23 Uhr ein Fax aus meinem Büro geschickt. Das hat ihn sehr beeindruckt. Vielleicht solltest du das auch einmal machen.‘“<sup>5</sup>

Heute wäre es eine E-Mail oder Messenger-Nachricht. Aber das Prinzip hat sich nicht geändert, jedenfalls für Menschen, für die Geld oder Karriere tatsächlich an erster Stelle stehen. Mir fällt dazu nur der Satz des Schauspielers Peter Ustinov ein: „Was der Sinn des Lebens ist, weiß keiner genau. Jedenfalls hat es wenig Sinn, der reichste Mann auf dem Friedhof zu sein.“

Die Frage „Wozu?“ oder „Was bringt’s?“ ist also gar nicht so schlecht. Deswegen kann ich zumindest verstehen, wenn Menschen diese Frage auch an den Glauben richten: „Wozu? Wozu glauben – wozu Gott?“

Das war zwar nicht die erste Frage, die *ich* mir selbst gestellt habe, auf meinem eigenen Weg zum Glauben. Ich bin ja nicht etwa als Theologe auf die Welt gekommen, auch nicht als Christ, sondern als Baby. Ich bin in einem

im guten Sinne kirchlichen Elternhaus aufgewachsen. Aber zu einem engagierten, eigenständigen Glauben habe ich erst als Jugendliche gefunden, in Kontakt mit einer christlichen Jugendgruppe im Nachbarort. Ich bin dort hingegangen, weil ich die Leute nett fand. Aber dann hat mich etwas beeindruckt, was ich erst hinterher in Worte fassen konnte. Und zwar so, wie es ein Theologe einmal über eine Gruppe besonders engagierter Christen sagte: Sie redeten von Gott so, als ob es ihn wirklich gäbe.

Das hatte ich so noch nicht erlebt. Gott als Idee, als Vorstellung, als Möglichkeit – ja. Aber als *jemand*, der etwas mit mir vorhat, der im Gespräch mit mir ist, mir Sinn gibt und einen Anspruch auf mein Leben hat – das war mir neu. Und das hat mich so beeindruckt, dass ich mir eine Frage gestellt habe, die für Jugendliche vielleicht ungewöhnlich ist, es war aber meine Frage, nämlich: Ist das Ganze wahr? Stimmt das, was diese Menschen sagen? Es kann ja nur eins von beiden sein, wahr oder nicht wahr. Wenn es nicht wahr ist, ist es für mich nicht relevant, auch wenn es sich noch so gut „anfühlen“ sollte. Wenn es wahr ist, ist es in jedem Fall wichtig, auch wenn ich das jetzt noch nicht absehen kann.

Das also war meine zentrale Frage, und sie ist mir bis heute am wichtigsten: Ist es wahr? Beschreibt der christliche Glaube die Wirklichkeit zutreffend? Ich glaube nicht zuerst deswegen, weil mir Glaube an Jesus „etwas bringt“, sondern weil Jesus mich *überzeugt*.

Und doch kann ich die Frage nach dem Wozu? verstehen. Denn vielleicht sagen Sie sich ja: „Es mag sein, dass es gute Gründe für den Glauben gibt. Aber bevor ich

mich damit befasse, möchte ich erst einmal wissen, was sich denn durch den Glauben in meinem Leben *ändern* würde – also ob sich das Nachdenken darüber *lohnt*.“ Das kann ich nachvollziehen.

## Ehrlich zufrieden

Deswegen werde ich eines bestimmt nicht tun: Ihnen Ihre Zufriedenheit ausreden. Wenn Sie die Überschrift dieses Kapitels gelesen haben und sich gedacht haben: „Stimmt. Mir geht’s, ehrlich gesagt, gar nicht so schlecht. Mein Leben läuft. Wozu ‚brauche‘ ich dann Gott?“ – Wenn das also auf Sie zutrifft, werde ich mich hüten, Ihnen diese Zufriedenheit auszureden. Etwa indem ich sagte: „Natürlich, jetzt gerade geht es Ihnen gut. Aber schon morgen könnten Sie krank werden, an Grenzen stoßen, Belastungen ausgesetzt sein, die sie nicht aushalten können.“

Das kann zwar sein. Während ich diese Sätze schreibe, befinden sich große Teile der westlichen Welt gerade im Lockdown wegen des Coronavirus. Läden und Schulen sind wochenlang geschlossen und öffnen nur zögerlich, um die Ansteckungszahlen möglichst niedrig zu halten. Wenn dieses Buch erscheint, ist diese Krise hoffentlich schon wieder im Schwinden. Ganz vergessen haben werden wir aber nicht, wie das war: Als all die gefühlte Sicherheit auf einmal brüchig wurde. Und wir merkten, wie selbst die höchst entwickelten Gesellschaften nicht immun sind gegen diese Art von Bedrohung. Unser Le-



ben ist begrenzt, es ist nie gefeit gegen Krankheit und Schmerzen, und es endet mit dem Tod. Das war schon immer so, es wurde nur in diesen Monaten neu deutlich.

Es stimmt also durchaus, dass unsere Zufriedenheit immer nur „auf Zeit ist“. Trotzdem möchte ich damit jetzt nicht argumentieren, nach dem Motto: „Sehen Sie, irgendwann kommen die Probleme zurück, also sollten Sie sich eben doch mit Gott beschäftigen.“ Das will ich nicht. Denn es kann ja sein, dass Sie dennoch weiterhin zufrieden sind, ganz aufrichtig, dass Sie keinen Mangel verspüren. Wenn das der Fall ist, dann freut mich das für Sie, und ich wünsche Ihnen, dass es so bleibt. Ich fände es unredlich, einem Menschen solche ehrlich gefühlte Zufriedenheit madig zu machen.

Außerdem wäre es eine ziemlich schlechte Werbung für den Glauben. Als ob Gott die Probleme von Menschen „nötig“ hätte, um sich ihnen dann als Lösung zu präsentieren. Als ob Glaube nur eine „Krücke“ wäre für die Zeiten im Leben, in denen es nicht gut läuft.

Nichts gegen Krücken, übrigens. Man schaue nur in das Wartezimmer eines Orthopäden und frage die anwesenden Sportverletzten, was sie denn zum Thema Krücke denken. Sie würden wahrscheinlich sagen: nicht schön, aber zeitweise wichtig, sogar unerlässlich. Nur: Wenn man die Krücke nicht mehr braucht, stellt man sie in die Ecke. *Deswegen* ist der christliche Glaube *mehr* als eine Krücke. Er ist auch etwas für Menschen, die zurechtkommen. Sogar für solche Menschen, die geradezu beunruhigend gut zurechtkommen.

Ich habe solche Menschen vor Augen. Sie haben nicht

nur solide und spannende Berufe. Sie haben nicht nur nette und entspannte Familien. Sie sehen sogar zusätzlich gut aus. Sie sind sportlich, aber nicht anstrengend ehrgeizig, haben nette Hobbies und sind sozial engagiert. Sie sind bei alledem auch noch bescheiden. *Und* sie verstehen sich als Christen. Das klingt fast schon unglaublich, ich weiß. Aber so etwas gibt es. Der Clou ist: Glaube ist auch etwas für solche Menschen. Der Glaube hat es gar nicht nötig, dass man diesen Menschen Probleme „einredet“. Deswegen werde auch ich mich davor hüten.

## Eine Frage

Stattdessen möchte ich etwas ganz anderes tun. Ich möchte eine simple Frage stellen: Kann es nicht sein, dass man subjektiv zufrieden ist mit dem, was man erlebt und hat – einfach weil man nicht weiß, was man *verpasst*?

Die Pointe dabei: Es ist auch aus christlicher Sicht ja nicht etwa verkehrt, nach dem Glück zu suchen, das sogenannte „gute Leben“ zu suchen. Das wird uns auch im Glauben keineswegs „ausgeredet“. Nur sollten wir uns bei dieser Suche nicht zu schnell zufriedengeben. Der englische Schriftsteller C. S. Lewis hat dies Mitte des 20. Jahrhunderts so gesagt:

*„Bei den meisten modernen Menschen steckt die Vorstellung im Unterbewusstsein, es sei schlecht, sich etwas Gutes zu wünschen und auf den Genuss zu hoffen. Ich behaupte jedoch,*

*dass sich diese Idee über Kant und die Stoiker eingeschlichen hat und nicht zum christlichen Glauben gehört.*

*Wenn wir uns nämlich ansehen, wie unverschämt viel Belohnung uns versprochen wird und wie atemberaubend der in den Evangelien verheißene Lohn ausfällt, sieht es doch ganz so aus, dass unser Herr unsere Sehnsüchte nicht als zu stark, sondern als zu schwach empfindet. Wir halbherzigen Geschöpfe spielen mit Alkohol und Sex und Ehrgeiz herum, wo uns doch unendliche Freude angeboten wird. Dabei verhalten wir uns wie ein unwissendes Kind in einem Slum, das Matschkuchen backt, weil es sich nicht vorstellen kann, was es bedeutet, Ferien am Meer angeboten zu bekommen. Wir sind viel zu leicht zufriedenzustellen.“<sup>6</sup>*

Ich selbst hätte es vielleicht diplomatischer gesagt, aber in der Sache stimme ich Lewis zu: Man *kann* mit einem Leben ohne Gott subjektiv zufrieden sein, selbstverständlich. Also mit einem Leben, in dem einem irgendetwas *anderes* Sinn und Erfüllung gibt, seien es Beziehungen, Kreativität, Musik, die Schönheit der Natur oder andere Genüsse. Das geht, jedenfalls eine Zeit lang. Und es ist auch nicht verkehrt, sich an alledem zu freuen. Nur: Man gibt sich mit diesem Lebenskonzept sozusagen mit zu wenig zufrieden. Man schlägt die großartigen Versprechen aus, die einem im christlichen Glauben gemacht werden.

Was für Versprechen sind das? Wenn Sie in diesem Buch weiterlesen, werden Sie immer mehr davon erfahren. Für den Anfang und sozusagen als Appetizer konzentriere ich mich auf zwei, die es allerdings in sich haben: erstens Sinn und zweitens Hoffnung.

## Das erste Versprechen: Sinn

Stellen wir uns einen Augenblick vor, der Atheismus hätte recht. Und wir wären tatsächlich allein, ohne Gott, im Universum. Dann wären auch alle unsere Ideale, Wertmaßstäbe, Ziele, all das, was wir als Sinn erkennen, allenfalls unsere private Idee. Es wäre für uns selbst sicherlich wichtig, aber es hätte unabhängig von uns keinerlei *objektive* Geltung. Auch wenn uns etwas also noch so wichtig wäre, beispielsweise ein humanitärer Wert oder ein Lebensziel – wenn es oberhalb und außerhalb von uns Menschen niemanden gibt, der diesen Wert bestätigt, dann existiert dieser Wert nur in unserem Kopf. Er ist völlig subjektiv, wie ein Geschmacksurteil: „Mir gefällt es aber besser so.“ Das meinen wir aber ja nicht, wenn wir sagen: „Mein Leben hat Sinn, weil ...“ Oder: „Ich engagiere mich für diesen oder jenen Wert, weil ...“ Solche Sätze sind etwas völlig anderes als der Satz: „Ich mag lieber Erdbeereis als Zitroneneis.“ Aber wenn nichts objektive Geltung hat, dann gibt es auch zwischen diesen beiden Sorten von Sätzen keinen Unterschied. Denn dann gibt es keinen objektiven Wert, keinen tieferen Sinn, nichts als: „Geschmackssache.“

Das machen wir uns oft nicht klar – zum Glück! Denn wir leben ja zumeist so, als ob unsere Wertvorstellungen eben *doch* Geltung haben. Vor einigen Jahren kam ich am Rand einer Vortragsveranstaltung an einer Uni im Ruhrgebiet ins Gespräch mit einem Studenten, der ein kleines bisschen abseits stand. Ich fragte ihn, was er denn vom christlichen Glauben halte.

Er antwortete sinngemäß: „Damit habe ich mich schon beschäftigt, das habe ich durch, das ist nichts für mich.“

Ich entgegnete: „Okay, das sehen ja einige Menschen so. Was glaubst du denn stattdessen? Glaubst du, dass es einen Gott gibt? Glaubst du, dass es irgendeinen tieferen Sinn gibt?“

Er sagte: „Nein, das glaube ich nicht. Ich glaube, es gibt nichts als die materielle Welt.“

Ich sagte wieder: „Okay, auch das sehen viele Menschen so.“

Und wir kamen weiter ins Gespräch. Wir unterhielten uns über seine Hobbys und Interessen, er erzählte mir davon, dass er elektronische Musik am Computer entwirft; wir unterhielten uns über Beziehungen und Freundschaften, und seine Augen leuchteten.

Irgendwann sagte ich: „Stopp. Ich nehme da eine Spannung wahr in dem, was du sagst. Wenn das wirklich stimmt, was du vorhin gesagt hast: dass es nichts gibt als die materielle Welt – dann ist doch all das, wovon du seitdem gesprochen hast und was dir so wichtig ist, nämlich Musik, Kreativität, Beziehungen, Freundschaft – dann ist all das doch nichts weiter als: H<sub>2</sub>O. Nur ein bisschen komplizierter. Das glaubst du doch nicht wirklich?“

Und er sagte: „Nein.“ (Pause.) „Das glaube ich eigentlich nicht.“

Er hat daraufhin nicht meine Sichtweise der Dinge übernommen, das muss ich einräumen. Sondern wir gingen irgendwann getrennter Wege. Aber er wurde zumindest nachdenklich. Wie passt das, was er vorgeblich glaubt, mit dem zusammen, was er lebt?

Dass man mich richtig versteht: Ich sage *nicht*: „Wie kann man nur so etwas glauben – dass es keinen Gott und keinen Sinn gibt!?“ Sondern ich stelle nur die Frage: Überlegen Sie doch einmal, ob Sie wirklich so *leben*, wie Sie zu glauben erklären. Manches kann man behaupten, aber nicht alles, was sich behaupten lässt, lässt sich auch ohne Weiteres leben. Vielleicht „redet“ Ihr Leben ja doch davon, dass Sinn mehr ist als unsere private Idee.

Was also, wenn es Sinn wirklich gibt? Und unsere Ahnung berechtigt ist: Unser Leben hat Sinn. Wir leben ja zumeist so wie Menschen, die daran glauben. Was ist, wenn wir damit recht haben?

Wenn ich an Jesus glaube, mein Leben im Vertrauen auf ihn, im Gespräch mit ihm lebe – dann erfahre ich von ihm: Mein Leben hat Sinn – und dieser Sinn kommt von Gott. Anders gesagt, mein Sinn kommt vom Erfinder der Wirklichkeit selbst, und deswegen ist dieser Sinn nie nur meine private Idee.

Wenn ich das glauben kann, dann bekommt auf einmal alles Bedeutung. Nichts in meinem Leben ist zu nebensächlich, zu unbedeutend, als dass es Gott interessieren könnte. Gott findet mich sinnvoll, jede Sekunde meines Lebens, jeden meiner Atemzüge, und das erfüllt

selbst das kleinste Detail meines Alltags mit Sinn. Es kann höchstens sein, dass dabei das „Kleine“, das vermeintlich nicht so Wichtige, viel mehr Bedeutung bekommt als das vermeintlich „Große“.

Ich glaube zum Beispiel, dass für Gott akademische Titel nicht so fürchterlich interessant sind. Ein „Dr.“ oder ein „Prof.“, diese Buchstaben zu erwerben kann mehrere Jahre Lebenszeit kosten. Es ist auch nicht sinnlos, kann helfen, bestimmten Tätigkeiten nachzugehen, bestimmte Einsichten zu gewinnen. Aber darüber hinaus und erst recht aus der Sicht Gottes sind diese Buchstaben herzlich unwichtig. Ein kleiner, unscheinbarer Ausdruck von Liebe und Zuwendung dagegen, das ist für Gott, wie ihn die Bibel beschreibt, enorm wichtig. Wer das begreift, für den ist auf einmal jeder Moment des Tages mit Sinn aufgeladen, weil er jeden Moment mit Gott erlebt.

Um mir nochmals einen Gedanken des Autors C. S. Lewis auszuleihen: Es kann zum Beispiel sein, dass Sie in genau diesem Moment unterbrochen werden. Sie lesen gerade dieses Buch (was mich natürlich freut), und plötzlich fordert jemand Ihre Aufmerksamkeit. Ihr Ehepartner möchte Ihnen etwas sagen, Ihr Kind tippt an Ihre Schulter. Es kann sein, dass aus Gottes Sicht *dieser* Moment, diese Begegnung mit diesem Menschen, zu den wichtigsten des Tages gehört. Es *kann* sein. Ich selbst weiß es nicht, woher auch, aber Sie können es eher ahnen als ich.

Wenn ja, dann legen Sie gern das Buch zur Seite, es läuft nicht weg. Und schenken Sie dem anderen Ihre Aufmerksamkeit.

Willkommen zurück. Vielleicht war ja gerade auch

niemand da. Aber es ist hoffentlich deutlich geworden: So mit Gott, mit Jesus zu leben, ist kein bisschen abstrakt. Alles, auch das Kleine, Unspektakuläre, kann höchst sinnvoll werden, weil ich es zusammen mit Gott erlebe. Im Detail steckt eben nicht der Teufel, wie das Sprichwort sagt (das gilt allenfalls für Bedienungsanleitungen), sondern der Schöpfer. Und das ist längst nicht alles.

## Das zweite Versprechen: Hoffnung

Jetzt müssen wir kurz über das Thema Tod sprechen. Ich weiß, dass Thema ist wenig beliebt, weswegen professionelle Humoristen ihm oft gekonnt ausweichen. „Ich hab’ keine Angst vor dem Sterben“, hat der Filmemacher Woody Allen einmal gesagt, „ich möchte halt einfach nicht dabei sein, wenn’s passiert.“

Ich weiß auch: Von Kirchenleuten und Theologen erwartet man geradezu, dass sie zügig zu diesem Thema vorstoßen. Die Mundwinkel gehen herunter, die Stimme wird melancholisch ... „Wir müssen alle einmal sterben.“

Was ja auch stimmt. Aber ich gebe gerne zu, dass ich nicht täglich daran denke. Ich lebe nämlich von Herzen gern. Ich bin zum Beispiel ein großer Freund bewusst gesuchter Entspannung. Sie werden dafür Ihre Techniken haben. Meine sind simpel, aber wirksam: ein Becher schwarzer Kaffee, fair gehandelte Nougat-Schokolade, der neuste Asterix oder auch eine spannende Zeitung. Mehr braucht es gar nicht. Oder: Ich habe von Herzen



gern zweckfreien Spaß mit den Menschen meines Umfelds. Dazu braucht es auch nicht viel.

Trotzdem trifft es zu: Unser Leben ist begrenzt und verletzlich – wie gesagt, so hat es die Corona-Krise neu und intensiv vor Augen geführt. Irgendwann ist unser Leben zu Ende. Und je weiter man den kosmischen Fokus stellt, desto kleiner wirkt unser Leben. Milliarden Jahre vergehen, dann leben wir, haben so viele Ideen und Träume und Interessen und Erlebnisse – dann ist unser Leben vorbei. Wie ein Streichholz, das kurz aufflammt und verglüht. Und die Planeten drehen sich weiter, als fragten sie: War da was?

Oder doch nicht? Stellen wir uns einmal vor, es wäre anders. Der Tod wäre *doch* nicht das Ende. Genau das hat Jesus versprochen. Er hat einmal zu seinen engsten Vertrauten gesagt: Ich bin das Leben in Person. Wörtlich: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt.“<sup>7</sup> Anders gesagt: „Wer im Vertrauen auf mich lebt, wer als mein Freund durch dieses Leben geht, der darf wissen, dass ich mit ihm durch das Leben gehe – und dass ich zugleich auf der anderen Seite des Todes auf ihn warte. Dass ich ihm auch über diese letzte Schwelle helfe, und dann ist unsere Beziehung nicht vorbei, dann geht sie weiter, in Ewigkeit.“ Denn dann sind wir aufs Engste verbunden mit Gott, der stärker ist als der Tod, ganz nah bei ihm, direkt an der Quelle von allem, was schon dieses Leben schön und interessant und überraschend macht. Ich war noch nicht da, aber ich bin mir sicher: Das wird nicht langweilig.

Das ist die christliche Hoffnung auch über die Grenzen

des Lebens hinaus. Und das ist nicht einfach Ausdruck von Wunschdenken. Die christliche Hoffnung ist nicht dadurch entstanden, dass Menschen am Tod verzweifelt wären und sich gesagt haben: Da muss doch noch was kommen ... Nein, der Ursprung dieser Hoffnung ist die Auferstehung von Jesus selbst. Christen glauben, dass Jesus, von den Römern hingerichtet, wenige Tage danach von den Toten auferstanden ist. Er ist nicht einfach in das alte sterbliche Leben zurückgekehrt, aber er war real, anfassbar, echt. Und er hat damit bewiesen, was er zuvor angekündigt hatte: dass er den Tod überwinden würde. Jesus der Auferstandene ist sozusagen der Prototyp aller Menschen, die mit Gott auch über den Tod hinaus verbunden sein werden. Mit dem auferstandenen Jesus hat unsere Hoffnung über den Tod hinaus Hand und Fuß.

Wie gesagt: Nicht Wunschdenken steht am Anfang der christlichen Hoffnung, sondern dieses Ereignis. Man kann ganze Bücher darüber schreiben, dass die Auferstehung von Jesus als historisches Ereignis gut belegt ist; ich schreibe und diskutiere auch selbst äußerst gern darüber.<sup>8</sup> An dieser Stelle möchte ich aber zunächst etwas anderes überlegen:

Was heißt es für unser Leben, wenn das alles wahr ist? Dann habe ich als Christ eine Hoffnung, die über den Tod hinaus Bestand hat. Und eine solche Hoffnung verändert bereits *dieses* Leben.

# Wenn ich weiß, dass der Tod nicht das Ende ist ...

Ein paar Beispiele:

Wenn ich weiß, dass der Tod nicht das Ende ist, sondern danach die Ewigkeit mit Gott auf mich wartet – dann kann ich *eigentlich* zu anderen Menschen sagen (auch wenn ich persönlich nicht sehr gut darin bin): „Ich kann dir auch von meiner Zeit abgeben. Ich habe ewig viel davon.“

Wenn ich weiß, dass nach dem Tod die Ewigkeit bei Gott auf mich wartet, brauche ich nicht mehr die Sorge zu haben, ich könnte in diesem Leben Entscheidendes verpassen. Das Beste kommt ja noch. Und diese Aussicht, wenn wir sie richtig auffassen, macht nicht etwa passiv und gleichgültig, sondern sie hilft gerade, *hier und jetzt* bewusst und entspannt zu leben. Ich brauche ja nicht mehr alles an Glück und Genuss aus dieser begrenzten Lebenszeit zu „pressen“. Ich brauche auch nicht die ständige Sorge zu haben, durch andere Entscheidungen und Optionen könnte ich mein Lebensglück vermehren. Diese Sorge kann ja geradezu lähmen, sie kann mich davon abhalten, dankbar im Hier und Jetzt zu leben. Wenn ich also weiß: Der Tod ist nicht das Ende, Gott wartet auf mich, dann kann mir das helfen, schon jetzt bewusster und gelassener zu leben.

Wenn ich weiß, dass ich auf die Ewigkeit bei Gott zu lebe, dann kann mir das helfen, die Nöte anderer Menschen gerade wichtiger zu nehmen. Dazu eine kleine Geschichte, für die man ein wenig Fantasie braucht:<sup>9</sup>

Stellen wir uns vor, da sind zwei Wanderer, die befinden sich irgendwo in der absoluten Einsamkeit. Ganz weit draußen. (Denken Sie sich den verlassensten Ort, durch den Sie schon, wahrscheinlich zügig, gefahren sind, und addieren Sie fünfzig Kilometer Wildnis und nasskalten Nieselregen.) Stellen wir uns diese beiden Wanderer vor: Sie haben sich verlaufen, kennen den Weg nicht mehr, haben seit zwei Tagen niemanden mehr gesehen. Ihr GPS hat den Geist aufgegeben, ihre Vorräte sind fast aufgebraucht, sie sind verkühlt und kurz vor dem Verhungern. Die Lage ist aussichtslos.

Stellen wir uns jetzt vor: Auf einmal fängt einer von den beiden an, ganz fröhlich zu werden. Er hüpfet und tanzt um den andern herum und sagt: „Kann ich dir meinen letzten Schluck Tee anbieten? Soll ich deinen Rucksack tragen? Oder soll ich gleich dich selbst tragen?“ Gut, könnte man sagen, in solchen extremen Belastungssituationen kann es schon mal sein, dass Menschen aus der Spur kommen.

In Wirklichkeit aber hat dieser eine Wanderer im Unterholz ein Schild entdeckt, das hat der andere noch nicht gesehen. Auf dem Schild steht: „Rasthof zum Hirsch. 200 Meter links. Kost und Logis für Wanderer frei.“ (Spätestens hier ist die Geschichte konstruiert.) Die Situation der beiden Wanderer hat sich in diesem Moment noch nicht geändert. Aber die Aussichten des einen haben sich geändert. Und das verändert jetzt schon sein Verhalten. So ist es auch mit der Aussicht auf die Ewigkeit bei Gott. Wenn wir sie richtig verstehen, befreit sie uns dazu, uns schon jetzt für andere einzusetzen.

Das also ist das große Angebot des christlichen Glaubens, das sind zwei der zentralen Versprechen, die im Glauben gegeben werden. Und wie gesagt: Sicher ist es möglich, persönliche Zufriedenheit zu erleben, jedenfalls eine ganze Zeit lang, auch ohne sich mit diesem großen Angebot zu beschäftigen. Gott „braucht“ ja nicht etwa die Unzufriedenheit von Menschen, um sich dann als Lösung eines Problems zu präsentieren, das wir ohne ihn nicht hätten. Aber wer sich mit diesem großen Angebot des Glaubens gar nicht erst auseinandersetzt, der weiß eben nicht, was er verpasst. Deswegen finde ich, allein wenn der Funke einer Möglichkeit besteht, dass da etwas dran ist, dass Glaube also begründbar ist – dann sollten wir dem weiter auf den Grund gehen. Dazu ist das Thema einfach zu wichtig. Um solche Gründe für den Glauben wird es in den nächsten Kapiteln gehen.



## 2. Moralisch auch ohne Gott.

### Geht Ethik auch religionslos?

Man kann ja von fast jedem Menschen etwas lernen. Das schreibe ich im vollen Bewusstsein der Tatsache, dass es gute Lehrer und Dozenten gibt und – andere. Was ist typisch für die guten?

Ich erinnere mich gerne an einen besonders guten, einen sehr engagierten Schotten, bei dem ich während eines Auslandsjahrs im Studium in London Theologie lernen durfte. Obwohl wir nur wenige Studierende im Raum waren, vielleicht sieben oder acht, und gemeinsam um einen großen Tisch saßen, stand er – an einem Pult-Aufsatz, den er auf den Tisch gestellt hatte, redete dramatisch, mit großen Gesten und mit Begeisterung. Und fast egal, was man in seinem Kurs sagte, antwortete er unmittelbar ermutigend. „Wonderful! Excellent! Great!“ Das tat gut.

Nur wenn man ausnahmsweise einmal etwas weniger Kluges sagte, machte er eine Viertelsekunde lang Pause und sagte dann: „Interesting.“ Dann wusste man: Das war jetzt wohl daneben.

Was aber ist typisch für die nicht so guten Dozenten?

Ich verzichte bewusst auf Beispiele. Aber ich sage doch so viel: Typisch ist vielleicht das Gefühl der Erwartungssicherheit, wenn jemand zu reden beginnt. Also das Gefühl: „Eigentlich weiß ich schon, was jetzt kommt. Ich weiß, was er sagen will. Ich weiß nur nicht, wie er es heute formuliert.“

Manchen Menschen geht es vielleicht so, wenn sie den Titel dieses Kapitels lesen. „Geht Ethik auch religionslos?“ Der Autor ist Christ und Theologe, das Buch ist in einem christlichen Verlag erschienen. Was wird da wohl drinstehen? Das wird doch wohl darauf hinauslaufen: „Natürlich“ könne man *keine* Ethik haben ohne Religion, jedenfalls keine richtige. Das kommt bestimmt am Ende raus. Also kann man gleich weiterblättern.

Fairerweise muss man einräumen, dass offizielle Vertreter von Religion gelegentlich so klingen. Da diskutieren zwei Theologen unterschiedlicher Konfession, sie debattieren leidenschaftlich über eine theologische Streitfrage. Schließlich sagt einer der beiden versöhnlich: „Ach wissen Sie, Herr Kollege, wir sollten uns nicht streiten. Denn wir dienen ja beide dem gleichen Herrn. *Sie* dienen ihm auf *Ihre* Weise. Und *ich* diene ihm auf *seine* Weise.“

## Kein Monopol auf Moral

Ganz so weit ist das nicht von der Realität entfernt. Da kann ich schon verstehen, wenn Kritiker einwenden: „Ausgerechnet die Religiösen wollen das Monopol auf das Gutsein beanspruchen?! Ausgerechnet *sie* wollen be-

haupten, nur sie, oder *eigentlich* nur sie, wüssten, wie man so richtig und ordentlich ethisch lebt? Schauen wir doch nur mal in die Geschichte des Versagens von Christen in den letzten Jahrhunderten ...“

Dazu muss man gar nicht mal ins Mittelalter zurückgehen, es reicht der Blick ins 20. Jahrhundert. Zum Beispiel in die 1930er-Jahre. Da gibt es, natürlich, große Vorbilder auch unter den Christen dieser Zeit, die im Widerstand gegen die Nazis waren und dafür zum Teil mit dem Leben bezahlt haben. Aber es gab genügend andere, die mitgelaufen sind, nicht aufgemuckt haben, oder schlimmer: die bei den Nazis begeistert mitgemacht haben. Das habe ich alles im Theologiestudium lernen müssen: wie die Frommen dieser Zeit, manchmal sogar die besonders Frommen, reihenweise versagt haben. Wie sie Hitler verharmlosten und schönredeten oder gar fanatisch Fahnen schwenkten und ihm zujubelten.

Umgekehrt sind gute, engagierte Menschen manchmal wenig religiös. Menschen, die Flüchtlinge aus dem Mittelmeer retten. Menschen, die viel Zeit, Energie und Geld einsetzen, um sich für den Klimaschutz zu engagieren. Oder auch ganz „normale“ nette Nachbarn, die sich ohne viel Aufhebens um andere kümmern, herzlich und zuverlässig sind. Klar gibt es auch Christen, bei denen das so ist. Aber manchmal sind solche Menschen auch kein bisschen fromm. Sondern einfach nur – in Ordnung.



## Beeindruckende Beispiele ...

Jetzt könnte ich kontern. Und sagen: Ja, es gab historisch die willigen Unterstützer, auch unter Christen gab es Mitläufer und Mittäter der Nazis. Aber es gab eben auch die anderen. Dietrich Bonhoeffer, den evangelischen Theologen, der Ende der 1930er-Jahre leicht nach Amerika hätte auswandern können, auf den dort eine glänzende akademische Karriere wartete. Der trotzdem nach Deutschland zurückkehrte, in den Widerstand gegen Hitler ging und schließlich selbst, kurz vor Kriegsende, von den Nazis umgebracht wurde. Der noch im Gefängnis Gesprächspartner, ja Seelsorger für seine Mitgefangenen und sogar seine Wärter war.

Oder Pfarrer Paul Schneider, weniger bekannt als Bonhoeffer, aber genauso beeindruckend. Ein ganz normaler, etwas sturer Gemeindepfarrer auf einem Dorf im Hunsrück, dem die Nazis auf die Nerven gingen, weil sie seine Jugendarbeit störten. Der dann anfing, Predigten gegen die Nazis zu halten und Warnungen vor ihnen im Schaukasten seiner Gemeinde auszuhängen. Sehr riskant, in den 30er-Jahren. Paul Schneider wird verhaftet und ihm wird in Aussicht gestellt: Sie können wieder freikommen, wenn Sie nicht in Ihre Gemeinde zurückkehren. Paul Schneider sagt: Das kann ich nicht versprechen, das ist meine Gemeinde. Er kommt trotzdem frei, kehrt sofort in seine Gemeinde zurück und hält einen Gottesdienst. Also wird er wieder verhaftet und kommt ins KZ Buchenwald. Dort wird er bekannt als der „Prediger von Buchenwald“. Weil er sich weigert, seine Mütze abzunehmen, als im Hof die

Hakenkreuzflagge gehisst wird. Weil er aus der Einzelzelle heraus den Häftlingen predigt, die im Hof zum Appell versammelt sind. Er wird niedergeschlagen, er predigt weiter. Mitgefangene, oft Menschen mit ganz anderen Überzeugungen, Kommunisten und andere, erzählen noch Jahre später, wie beeindruckt sie von diesem Menschen waren.

## ... aber reicht das?

Vielleicht merken Sie, dass solche Beispiele auch mich selbst beeindrucken. Trotzdem glaube ich nicht, dass sie die wichtigste Antwort sind auf den Einwand: „Ausgerechnet ihr Religiösen wollt etwas über das Gutsein sagen? Die Geschichte spricht dagegen ...“

Denn wenn wir so weitermachen – und für jedes historische Negativ-Beispiel von Christen ein gutes Beispiel anführen – dann landen wir in einer Nein-doch-Schleife: Einer sagt Nein, der andere Doch. Das ist allgemein keine sinnvolle Strategie für Diskussionen, und es wird auch dem Thema nicht gerecht. Denn wie wollte man „aufrechnen“, was schwerer wiegt: das Versagen oder das überzeugende Leben von religiösen und nicht-religiösen Menschen? Wie will man so etwas „messen“? Das funktioniert nicht.

Stattdessen möchte ich etwas ganz anderes tun. Ich möchte, erstens, etwas klarstellen. Und ich möchte, zweitens, eine Frage stellen.

1. Ich möchte klarstellen: Es geht im christlichen Glauben gar nicht um Ethik – jedenfalls nicht zuerst.

2. Ich möchte fragen: Ich gebe gerne zu, dass man ethisch *handeln* kann ohne an Gott zu glauben. Aber kann man Ethik auch ohne Bezug auf Gott *begründen*?

## Es geht im christlichen Glauben nicht um Ethik – nicht zuerst

Auch wenn man es noch so oft hört: Der Kern des christlichen Glaubens ist nicht seine Ethik. Natürlich *hat* der Glaube eine Ethik; aber es ist nicht so, als sei diese Ethik das „Eigentliche“, und alles andere wäre nur Beiwerk, nur Sahnehäubchen. Manchmal wird das ja vermutet, durchaus wohlmeinend: „Mit dem, was ihr da alles glaubt, über Gott und Jesus, kann ich nicht viel anfangen. Aber die christlichen Werte, die finde ich auch gut.“

Das ist nett gemeint, geht aber am Kern des Glaubens vorbei. Das Missverständnis liegt dennoch nahe, denn wenn sich Vertreter von Kirchen in der Öffentlichkeit äußern, sagen sie meistens etwas über ethische Themen. Da kann man den Grundschüler ein bisschen verstehen, der auf die Frage seiner Lehrerin, „Was ist Religion?“, antwortet: „Religion, das ist das, was man nicht darf.“

Der christliche Glaube beginnt aber mit etwas ganz anderem. Er beginnt mit dem Eingeständnis: Ich bin gar nicht so gut, wie ich vielleicht gerne wäre. Ich bin nicht so gut; nicht immer, nicht verlässlich.

Denn wie wird in der Bibel der Mensch beschrieben, was macht ihn aus? Ich stelle dies hier nur dar. Ich erwarte nicht, dass Sie mir einfach zustimmen, nur weil ich

aus der Bibel zitiere. Aber ich bitte Sie, zumindest mitzudenken: Ergibt das Sinn? Stimmt das, wie die Bibel den Menschen beschreibt, mit Ihren Erfahrungen überein?

Die Bibel sagt über den Menschen zweierlei. Das Erste: Der Mensch ist von Gott geschaffen, einzigartig und als besonderer Gesprächspartner Gottes gedacht. Er ist deswegen auch einzigartig wertvoll, zu Höchstleistungen in der Lage, kann enorm kreativ und auch enorm aufopferungsvoll sein. Er ist außerdem vielgestaltig, spannend, oft auch sehr witzig – man muss nur in die Gesichter von Menschen schauen, dann lernt man etwas über den kreativen Humor ihres Schöpfers.

Das Zweite: Der gleiche Mensch ist in sich gebrochen. Er ist nämlich mit Freiheit ausgestattet. Nur wer die Freiheit hat, handfest zu scheitern, ist wirklich frei. Und der Mensch scheitert, immer wieder. Das Potenzial, schrecklich zu scheitern, steckt in jedem Menschen. Das theologische Fachwort dafür ist Sünde. Sünde ist nicht zuerst Unmoral, sondern Unmoral ist nur ein Symptom von Sünde. Sünde beginnt früher, sie beginnt damit, dass Menschen Gott nicht mehr vertrauen, sich von ihm abwenden. Die Überzeugung der Autoren der Bibel ist: Hier steckt das Grundproblem des Menschen. An dieser Stelle ist er entscheidend gescheitert, also scheitert er seitdem immer wieder. Und er kann diesen Zustand nicht mehr rückgängig machen. Auch die beste Pädagogik, das beste Rechtssystem, die gerechteste Wirtschaftsordnung – wird nichts daran ändern.

Das schreibe ich als ein großer Freund guter Pädagogik, guter Rechtsprechung und gerechten Wirtschaftens.

Nur zeigt schon ein Blick in die Geschichte: Das alles wird nicht reichen. Menschen können sehr kultiviert sein, in sehr aufgeräumten Verhältnissen leben – und dennoch furchtbare Dinge tun. Jedes Menschenbild, das realitätstauglich sein will, muss das einkalkulieren.

Nach Auskunft der Bibel hat der Mensch also beides in sich: Er ist großartig. Und er ist in der Lage, schrecklich zu scheitern. Davon gehe ich auch als Christ aus. Das heißt, je ehrlicher ich werde in meinem Glauben, je mehr ich vom Glauben und auch von mir selbst verstehe, desto mehr muss ich einräumen: „Ich bin gar nicht so gut, wie ich gerne wäre. Ich bin fehlbar.“ Solche Ehrlichkeit sollte geradezu ein Markenzeichen von Christen sein – eigentlich.

## Das Grundproblem

Das Grundproblem ist also nicht Unmoral, sondern Misstrauen. Die Bibel stellt hierzu aber nicht nur eine Diagnose, sondern sie benennt auch die Therapie. Die Therapie für das Misstrauen der Menschen gegenüber Gott ist: eine Liebe, die unser Misstrauen heilt.

Das kann nur eine un-bedingte Liebe sein, also eine Liebe, die keine Bedingungen stellt. Das ist eine andere Art von Liebe, als Menschen häufig erleben. Denn sonst hängen Annahme und Zuwendung meist von irgendetwas ab: „Nur *wenn* du ... gut aussiehst – dich angemessen verhältst – die richtigen Leute kennst ... *dann* bist du willkommen – bist du dabei – kommst du im Leben wei-

ter ...“. Das sagt so plump zwar kaum jemand (außer er veranstaltet eine Casting-Show im Privatfernsehen). Aber es schwingt ungesagt häufig mit: Es gelten bestimmte Bedingungen. Wer ihnen entspricht, ist dabei. Wer nicht, der bekommt vielleicht noch eine Chance, noch etwas Wohlwollen. Aber die Geduld ist begrenzt.

Mag sein, dass dies für das Zusammenleben von Menschen oft auch nötig ist. Es gibt Regeln, und wer sich nicht an sie hält, muss dafür Konsequenzen tragen. Idealerweise werden so gerade die Schwachen geschützt, die auf die Einhaltung der Regeln besonders angewiesen sind. Deswegen gibt es Polizei und Gerichte.

Das ist also plausibel. Deswegen ist es ja auch so schwer vorstellbar, dass es mit Gottes Liebe dennoch anders ist. Dass Gott Menschen liebt – ohne Wenn und Aber. Dass Gott zu jedem von uns sagt: „Ich kenne dich. Ich kenne dich ganz genau. Ich sehe dich unverstellt und realistisch. Ich weiß um Dinge, die du noch niemandem erzählt hast. Und: Ich liebe dich. Ganz genau so. Und du kannst nichts dafür tun. Du kannst dir diese Liebe nicht verdienen. Sie ist reines Geschenk.“

Genauso wird Gott in der Bibel beschrieben – wenn man sie zu Ende liest. Dann begegnet man einem Gott, der zu Beginn seiner Geschichte mit den Menschen durchaus mit Strafen arbeitet – weil er einen hohen Anspruch daran hat, wie seine Menschen leben sollen, wie sie miteinander umgehen sollen. Der die ganze Zeit aber erkennen lässt: Ich gebe euch nicht auf. Ich kann nicht aufhören, euch zu lieben. Ihr seid mir zu wichtig.

Deswegen wird dieser Gott selbst Mensch, in Jesus.

Denn das Beste an der Liebe Gottes ist, dass sie mehr ist als eine schöne Idee; etwas, das man gerne glauben würde, aber alle wissen im Grunde: Das kann ja gar nicht sein.

Nein, Gottes Liebe hat sich laut der Bibel genau an dieser Stelle materialisiert, ganz wörtlich, sie ist zu einem Menschen aus Fleisch und Blut geworden: in der Person Jesus. Und Jesus sagt von sich *nicht*: Ich bin gekommen für alle, die ihr Leben aufgeräumt haben und konsequent christliche Werte leben. Sondern er sagt: „Ich bin für die Sünder gekommen.“<sup>10</sup> Für die Menschen, die Gott *nichts* vorzuweisen haben. Denn nach diesen Menschen, ganz besonders nach diesen Menschen, sucht Gott.

Davon redet Jesus und er verkörpert es. Er lässt Menschen an sich heran, die höchst dubiose Lebensgeschichten mitbringen. Er geht auf Menschen zu, die überhaupt nicht damit rechnen. Menschen, die ihn vielleicht einfach sehen wollen, nur neugierig sind. Auf diese Menschen geht Jesus zu und seine Spezialität sind die überraschenden ersten Sätze:

- Zu dem Zolleintreiber, dem Kollaborateur mit der römischen Besatzungsmacht, der den kleinen Händlern und Kaufleuten das Geld aus der Tasche zieht, sagt Jesus nicht: Was soll das? Er sagt: „Folge mir nach.“<sup>11</sup> – „Komm mit. Du kannst mit mir noch einmal ganz von vorne anfangen.“
- Zu dem blinden Bettler, der ihm hinterherschreit, als er mitten in einer großen Menge von Schaulustigen in die Stadt einzieht, sagt Jesus nicht: „Störe mich nicht.“ Oder auch nur: „Ist ja gut, ich will dir helfen.“ Sondern

er sagt: „Was willst du, was ich für dich tun soll?“<sup>12</sup> – „Was willst *du*? Und was willst du *wirklich*?“

- Zu der Frau, die sich mitten in einer großen Menschenmenge an Jesus herandrängt, weil sie hofft, schon durch die Berührung mit ihm gesund zu werden; zu dieser Frau, die wegen ihrer langen Krankheitsgeschichte in ihrer Kultur als unrein gilt, und die Angst haben muss, nun zurückgewiesen zu werden – zu dieser Frau sagt Jesus nicht: „Was fasst du mich an?“ Er sagt: „Meine Tochter. Dein Glaube hat dich gesund gemacht.“<sup>13</sup> – „Dein Vertrauen hat dich heil gemacht. Und jetzt geh und freu dich darüber.“

## Das Zentrum des Glaubens

Im Zentrum des christlichen Glaubens steht also: Vertrauen. Und daraus ergibt sich alles andere. Nicht blindes Vertrauen und auch nicht leeres Vertrauen, also Vertrauen ohne Inhalt, ohne Adressaten. So etwas wäre nur eine ausgefuchste Form von Selbstsuggestion: „Du schaffst das ...“ Das ist aber nicht gemeint. Sondern Vertrauen zu *diesem* Gott, verkörpert in dieser Person, in Jesus.

Aus diesem Vertrauen, aus der Begegnung und dem Kontakt mit diesem Gott, kommen die Motivation und die Kraft, anders zu leben als vorher. Nicht aus Druck, nicht aus Angst vor Strafe, sondern aus dem Vertrauen: Er weiß, was gut für mich ist. Also richte ich mich nach dem, was er sagt, auch wenn es anstrengend ist. Nicht um zu beweisen, wie vorbildlich ich bin. Das bin ich



nicht. Sondern weil ich ihm vertraue. Vertrauen verändert Menschen viel stärker, als reine Appelle es könnten.

Und natürlich sagt auch Jesus einiges darüber, wie Menschen leben sollen. Die Ethik von Jesus ist gerade besonders sportlich, besonders anspruchsvoll. Er sagt zum Beispiel einmal sinngemäß: „Ich weiß, eure Tradition und eure Erfahrung sagen euch: Liebe deinen Freund, hasse deinen Feind. Ich sage euch: Das kann jeder. Fangt doch mal an, eure *Feinde* zu *lieben*. Das ist schwer.“

Er hat recht: Das ist schwer. Wie soll man so etwas in die Tat umsetzen? Denn darum geht es Jesus tatsächlich. Wir haben uns in unserer vermeintlich christlichen Kultur daran gewöhnt, solche Sätze von Jesus „unschädlich“ zu machen, sie bis zur Unkenntlichkeit zu verharmlosen. Aber Jesus meint, was er sagt: „Liebt eure Feinde.“ Das geht nicht unter Druck, das geht nur, wenn meine Verbindung mit diesem Gott so stark ist, dass sie mir die nötige Kraft gibt. Auch dann werde ich scheitern, immer wieder. Und mein Scheitern eingestehen. Weil ich weiß, dass mein Scheitern nicht das Ende ist, weil Gott mich weiter liebt, un-bedingt liebt.

Ich hoffe im Grunde, dass dies alles für Sie gar nicht neu ist. Ich betone es trotzdem, weil ich so oft erlebe, dass auch langjährige Christen es nicht ganz glauben können. Vor etlichen Jahren, nach einer Predigt über genau diesen Kern des christlichen Glaubens, über die bedingungslose Liebe Gottes, kam nach dem Ende des Gottesdienstes eine Frau auf mich zu, lächelte mich diplomatisch an und sagte: „Ich wollte nur mal nachfragen. Du hast das bestimmt nicht so gemeint. Aber du klangst gerade so, als

ob man für Gottes Liebe gar nichts tun müsse.“ Ich sagte: „Doch, du hast mich richtig verstanden. Wir können für Gottes Liebe nichts tun.“ Wir können sie uns nicht verdienen, sie ist reines Geschenk. Dieses Geschenk verändert uns, Gottes Liebe kann ein Leben auf den Kopf stellen, kann Unglaubliches aus Menschen hervorlocken. Aber sie ändert dabei nie ihren Status. Sie wird nie zur Belohnung, sie bleibt Geschenk, unverdientes Geschenk.

Im Zentrum des christlichen Glaubens steht also nicht die Ethik, sondern Ethik ist eine Folge des Glaubens. Diese Klarstellung scheint mir auch deswegen nötig, weil mir so oft das Missverständnis begegnet, der Status „Christ“ bedeute eine moralische Aufwertung. Dann können Menschen, die sich selbst als Christen verstehen, auf ihr Umfeld sogar eingebildet wirken. (Wer sagt schon von sich: „Ich bin einer von den Guten“?) Und andere weisen den Status „Christ“ auch mal bescheiden zurück: „Ob ich Christ bin? Na ja, ich bemühe mich.“ Oder auch: „Das würde ich nicht von mir zu behaupten wagen.“

Es geht beim Christsein aber nicht darum, wie *gut* ich bin, sondern *wer* ich bin, mit wem ich in *Beziehung* bin. Man stelle sich vor, jemand fragt mich: „Sind Sie verheiratet?“ Und ich antworte: „Ich bemühe mich.“ Oder auch: „Das würde ich nicht von mir zu behaupten wagen.“ Ob ich ein *guter* Ehepartner bin oder nicht – das weiß ich nicht, das hängt auch von meiner Tagesform ab, jedenfalls würde ich das tatsächlich nicht zu behaupten wagen. Aber dass ich verheiratet bin, das steht fest. Soweit die Klarstellung. Jetzt kommt die Fragestellung:

Man kann ethisch *handeln*, ohne an Gott zu glauben. Aber kann man Ethik auch *begründen*, ohne Bezug auf Gott?

Natürlich können Menschen ethisch handeln, sie können sogar eine Ethik formulieren, ohne an Gott zu glauben; dazu brauchen sie erst einmal keine Bibel. Es reicht eine bewährte, zum Beispiel philosophische Ethik. Etwa die von Immanuel Kant, also das Prinzip des Kategorischen Imperativs. Im Original klingt es so: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“<sup>14</sup>

Zu kompliziert? Grob vereinfacht findet sich ein ähnliches Prinzip auf Hinweisschildern in vielen Bahnhofs-toiletten: „Bitte verlassen Sie diesen Raum so, wie Sie ihn vorfinden möchten.“ Die Gelehrten streiten sich über die beste Übersetzung des Kategorischen Imperativs in alltägliches Deutsch, aber das Prinzip scheint klar. Und es gibt, wie gesagt, genügend Menschen, die sich danach zu richten versuchen, ohne dass Religion sie dazu erst motivieren müsste.

Das ist also möglich. Meine Frage ist aber: Kann man eine solche Ethik auch *begründen*, ohne Bezug auf Gott? Kann man also begründen, *warum* man sich danach richten sollte, *warum* man ethisch handeln sollte? Warum ist das Gute eigentlich gut, wer entscheidet das?

Das sind nämlich zwei verschiedene Fragen: die Frage nach dem *Inhalt* von Ethik (*Wie* soll ich handeln?) und die Frage nach ihrer *Begründung* (*Warum* soll ich mich nach diesen Maßstäben richten?). Die Antwort auf die zweite

Frage scheint uns nur so selbstverständlich, dass wir die Frage selbst meist gar nicht stellen. „Warum ist das Gute gut? – Was für eine Frage. Das weiß doch jeder!“

Ist das so? Ich behaupte: Je genauer man hinschaut, desto mehr wird man sehen: Wenn man Gott außen vor lässt, wenn also nichts und niemand mehr oberhalb des Menschen steht – dann ist es richtig schwierig zu begründen, warum das Gute gut ist und warum man sich danach richten soll.

## Zum Beispiel Menschenrechte

Ich will es mir mit dieser Behauptung aber nicht zu einfach machen. Sondern ich möchte sie an einem zentralen Beispiel verdeutlichen, am Beispiel Menschenrechte. (Vielleicht ist es sinnvoll, wenn Sie hier einen kräftigen Schluck Kaffee nehmen, es wird jetzt kurz etwas kompliziert. Aber das Thema ist einfach zu wichtig.)

Zur Idee der Menschenrechte gehört, dass sie unverlierbar sind und dass sie universal gelten.

- *Unverlierbar*: Man hört nicht auf, Menschenrechte zu haben, selbst wenn man zum Beispiel straffällig wird. Menschenrechte gelten auch dann und jede Einschränkung (etwa die Einschränkung der Freiheit im Gefängnis) muss gut begründet sein.
- *Universal*: Menschenrechte gelten für jeden, egal woher jemand kommt, welche Hautfarbe, welches Geschlecht, welche Vorlieben usw. er oder sie hat. Es gibt hier keine Ausnahmen.

Soweit die Idee der Menschenrechte. Diese Idee erfreut sich in der Welt grundsätzlich großer Beliebtheit. Damit meine ich nicht, dass die Menschenrechte immer und gleichermaßen beachtet würden. Der Einsatz für sie ist ja gerade deswegen wichtig, weil sie oft mit Füßen getreten werden. Wer an der Geltung der Menschenrechte festhält, meint also nicht: Diese Rechte werden tatsächlich allgemein respektiert. Sondern er meint: Diese Rechte *gelten*, das heißt, sie *sollten* allgemein respektiert werden.

Wie lässt sich das in diesem Fall begründen? Warum haben die Menschenrechte Geltung? Die gängige Antwort: Jeder Mensch hat eine unverbrüchliche Würde, die er nicht verlieren kann. Deswegen hat jeder Mensch Rechte, einfach weil er Mensch ist. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“, so steht es im deutschen Grundgesetz. „Unantastbar“ heißt wieder nicht: Diese Würde wird tatsächlich von jedem geachtet. Sondern es heißt: Sie *sollte* geachtet werden.

Menschenrechte sind also begründet in der Menschenwürde. Das sehe ich auch so, davon bin ich zutiefst überzeugt. Nur haben wir damit die Frage nach der Begründung nur verschoben. Denn wie begründet man Menschenwürde? Ich stelle im Folgenden drei gängige Versuche einer Begründung vor, die ohne Bezug auf Gott auszukommen versuchen. Und ich möchte zeigen, warum keiner dieser Versuche ausreicht. Praktischerweise beginnt jeder dieser Versuche mit dem gleichen Buchstaben; das ist (ehrllich!) Zufall, aber hilft sie zu merken: Konsens, Konvention und Kompetenz.

# 1. Versuch: Konsens

Damit ist die Auffassung gemeint: Die Vorstellung einer besonderen Würde des Menschen findet sich in vielen und unterschiedlichen Kulturen und Religionen. Deswegen ist sie auf der ganzen Welt anschlussfähig, viele Menschen können sich darauf einigen, und auf diesen Konsens kann man aufbauen, um für Menschenrechte einzutreten.

Was ich selbst dazu denke: Hier werden zwei Dinge vermischt, die Praxis des Einsatzes für Menschenrechte und ihre Begründung. Denn es stimmt ja, Menschenrechte und Menschenwürde sind Ideen, die heute auf der ganzen Welt Anklang finden. Das gilt zwar nicht überall; so gibt es sogar einzelne Regierungen, die Menschenrechte ausdrücklich als westliches Eigengewächs sehen, das für die eigene Gesellschaft nur teilweise relevant sei. Aber sie werden doch erfreulich häufig grundsätzlich anerkannt. Darauf lässt sich tatsächlich aufbauen, um möglichst wirksam und weltweit für Menschenrechte einzutreten.

Aber reicht das auch als Begründung? Die Idee von Menschenrechten ist ja gerade, dass sie unverbrüchlich gelten, immer und überall. Sie gelten also selbst dann, wenn eine gesamte Gesellschaft anderer Ansicht wäre. Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 etwa wurde ja gerade vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs und der Nazi-Zeit formuliert, um klarzustellen: Es gibt Rechte jedes Menschen, die stehen im Zweifelsfall noch über dem geltenden Recht eines Landes. Selbst wenn ein ganzes Land, die ganze Gesellschaft

in einem Land sich (durch Propaganda oder Druck) dazu verleiten ließe zu meinen, manche Menschen seien weniger wert als andere – dann läge diese Gesellschaft falsch. Jeder Mensch hat eine unverbrüchliche Würde und nichts kann daran etwas ändern; nicht einmal die geltenden Gesetze eines Landes, nicht einmal die Mehrheitsverhältnisse.

Das ist steil, das ist mir klar. Aber nur so ergeben Menschenrechte Sinn. Sie brauchen also eine Begründung, die stabiler und robuster ist als die Übereinstimmung von möglichst vielen Menschen.

## 2. Versuch: Konvention

Damit ist die Auffassung gemeint: Das Konzept von Menschenrechten hat sich historisch entwickelt, es hat sich als brauchbar bewährt. Also arbeiten wir damit, auch wenn uns natürlich klar ist, dass dies keine vollständige und objektive Begründung ist. Aber es ist realistischerweise die beste, die wir haben. Statt nach theoretischen Gründen zu suchen, sollten wir lieber praktisch möglichst viel dafür tun, dass die Welt besser wird.

Ich weiß, das klingt ein wenig simpel. Aber es wird (oder wurde) tatsächlich so ähnlich vertreten, zum Beispiel in den 1990er-Jahren von dem amerikanischen Philosophen Richard Rorty. Er ging davon aus, dass es keine stabile und allgemein gültige Begründung für Menschenrechte gibt; schon weil er solche Begründungen generell für schwierig hielt. Statt weiter nach Gründen zu suchen

(er nannte das *human rights foundationalism*), sollten wir in der Gesellschaft für den Einsatz für Menschenrechte werben (*human rights culture*).<sup>15</sup>

Da bin ich dann so schlau als wie zuvor. Denn wie soll ich in der Gesellschaft für Menschenrechte werben, wenn ich nicht schlüssig beantworten kann, *warum* man sich dafür einsetzen sollte? Zumal es dabei ja nicht nur um ein lockeres „Hey, mach doch mit, das macht Spaß“ geht. Sondern es geht buchstäblich um Leben und Tod. Es geht zum Beispiel um das Recht auf Leben oder das Verbot von Folter.

Sind das alles wirklich nur Konventionen, also „Gebräuche“, die sich entwickelt und „bewährt“ haben – aber die sich auch anders hätten entwickeln können? Konventionen können sich ändern. Als ich ein Kind war, trugen meine Eltern Schlaghosen (das kann ich aus alten Fotos belegen). Als ich ein Jugendlicher war, wurden Schlaghosen untragbar, ganz wörtlich. Gegen Ende meiner Studienzeit kamen sie wieder in Mode. Oder: In meiner Kindheit hießen die meisten Jungs Christian oder Sven. Dann hießen sie Konstantin oder Max. Wenn die erste neue Geburtsanzeige mit einem „Jürgen“ erscheint, weiß ich, dass sich wieder etwas geändert hat.

*Das* sind Konventionen. Menschenrechte und Menschenwürde auf diese Stufe zu stellen, wird ihnen nicht gerecht. Sie brauchen etwas, das hilft, an ihnen festzuhalten, auch wenn alles in Gesellschaft und Kultur dagegensprechen scheint. Sie brauchen ein solides Fundament.



### 3. Versuch: Kompetenz

Damit ist die Auffassung gemeint: Es gibt etwas, was den Menschen von allen anderen Lebewesen unterscheidet, eine besondere Kompetenz, die ihn einzigartig macht, und *deswegen* hat er Würde. Die philosophische Tradition hat hier meist an Vernunft und Bewusstsein gedacht: Der Mensch ist ein rationales Wesen, und er hat die Fähigkeit, sich bewusst zu entscheiden. Daraus ergibt sich seine besondere Würde; die Entscheidungsfähigkeit des Menschen muss respektiert und darf niemals übergangen werden.

Dazu kann ich nur sagen: Es stimmt, dass der Mensch ein – erstaunlich – rationales Wesen ist. Er kann über sich selbst nachdenken und seine eigenen Entscheidungen hinterfragen. Sicher machen wir Menschen von dieser Fähigkeit oft zu wenig Gebrauch, aber dass wir sie haben, ist an sich schon beachtlich. Alles richtig. Nur reicht das, um eine besondere Würde des Menschen zu begründen?

Zum einen könnte man fragen: Gibt es nicht doch auch andere Lebewesen, die ähnliche Fähigkeiten aufweisen? Ich bin hier wahrlich kein Experte, aber es klingt für mich schon glaubhaft, wenn manche Fachleute erklären: Es gibt Formen sozialer Intelligenz durchaus auch bei Tieren. Nun gut, könnte man sagen, dann würde sich daraus allenfalls ergeben, die Menschenrechte auszuweiten. Auch Tiere (zumindest bestimmte Tiere) hätten demnach eine besondere Würde und sollten entsprechende Rechte genießen. Ich bin mir nicht sicher, ob das sinnvoll ist, aber darüber wäre ich bereit zu diskutieren. Ich bin

kein großer Tierfreund, ich mag es zum Beispiel nicht, wenn mich große Hunde wie wild anbellern, nur weil ich die Dreistigkeit besitze, auf der Straße an ihrem Gartenzaun entlangzuspazieren. Aber ich esse auch keine Tiere. Ich bin seit Jahren Vegetarier und lebe gut damit.

Zum anderen, und das ist mir noch viel wichtiger, könnte man fragen: Wenn die Würde des Menschen an bestimmten Fähigkeiten, bestimmten Kompetenzen des Menschen hängt – was ist dann mit den Ausnahmen? Was ist mit Menschen, die *nicht* – oder *noch nicht* bzw. *nicht mehr* – rational denken können? Was ist mit Menschen, die nicht Herren ihrer Entscheidungen sind? Ich denke an Säuglinge oder schwer Demenz-Kranke oder auch die Anhänger bestimmter Fußballvereine. Das Letzte war ein Scherz; aber die ersten beiden sind mir enorm wichtig: Dass ein Säugling oder auch ein Sterbenskranker ein Mensch ist, steht außer Frage. Wenn nun die Würde des Menschen von seiner Rationalität oder Entscheidungsfähigkeit abhinge – hieße das dann, dass solche Menschen diese Würde *nicht* hätten oder nicht „richtig“? Das kann nicht sein.

Und wenn Sie aufmerksam die Zeitung lesen, werden Sie wissen: Das ist nicht nur ein theoretisches Problem. Bei allen Diskussionen über den Umgang mit Menschen an den Grenzen des Lebens – vor der Geburt, bei der Geburt, im Sterben – schwingt immer auch die Frage mit: Was macht eigentlich den Menschen zum Menschen? Wer oder was garantiert, dass er Mensch ist und Würde hat, egal in welcher Phase seines Lebens er sich befindet? Seine Fähigkeiten allein, davon bin ich überzeugt, kön-

nen das nicht garantieren. Wir brauchen eine robustere Begründung.

## Der Wert des Menschen – von außen zugesprochen

Als Christ glaube ich: Jeder Mensch hat einen unendlichen Eigenwert, der feststeht – und dieser Wert wird ihm von außen zugesprochen. Von Gott. Der Wert des Menschen liegt im Auge des Betrachters. Gott schaut den Menschen liebevoll an. Jeden Menschen! Das verleiht jedem Menschen Würde und daraus ergeben sich auch Rechte, die jeder Mensch hat, einfach weil er Mensch ist.

Als Christ glaube ich also: Als Gott uns schuf, da nahm er bei jedem einzelnen Menschen seinen ganzen kosmischen Einfallsreichtum, seine ganze schöpferische Fantasie zusammen und sagte: „Jetzt erschaffe ich etwas Außergewöhnliches, nie Dagewesenes, jetzt erschaffe ich ... “ (bitte setzen Sie hier Ihren eigenen Namen ein).

Ich glaube das tatsächlich auch über mich selbst und ich sage dies ohne jede Spur von Einbildung. Denn ich bin ja überzeugt, das Gleiche gilt für *alle*. Jeder Mensch ist das Ergebnis der schöpferischen Liebe Gottes. Deswegen hat jeder Mensch Wert. Dieser Wert ist unverlierbar und universal:

*Unverlierbar*: Er ist nicht abhängig von dem, was ich tue oder kann. Dass Gott Menschen liebevoll anschaut, heißt ja nicht, dass er immer einverstanden wäre mit dem, was sie *tun*. Keineswegs! Aber selbst wenn wir

Menschen einander Schreckliches antun, hören wir dennoch nicht auf, Mensch zu sein. Und als solche haben wir Wert und niemand, nicht einmal wir selbst, nicht einmal unser Scheitern, kann etwas daran ändern.

*Universal:* Er ist nicht abhängig von Konsens oder Konvention. Jeder Mensch hat Wert, und das gilt selbst dann, wenn eine ganze Kultur diesen Wert bestreiten wollte. Gerade das, so behaupte ich, hat auch Menschen wie Dietrich Bonhoeffer dazu bewegt, in einer scheinbar aussichtslosen Lage, in der die Stärkeren zu gewinnen scheinen, obwohl sie die Menschenwürde mit Füßen treten, daran festzuhalten: Jeder Mensch hat Wert. Deswegen muss dem Unrecht Einhalt geboten werden.

Merken Sie, wie solide dieses Fundament ist? Der Wert des Menschen liegt in Gott, darin, dass Gott jedem Menschen diesen Wert zuspricht. Und weil Gott in seinem Wesenskern verlässlich ist, weil er seine Zusagen hält, deswegen gilt auch der Wert des Menschen unverbrüchlich.

Wie gesagt: *Natürlich* kann man sich für Menschenrechte *einsetzen*, auch ohne an Gott zu glauben. Das räume ich gerne ein und gehe auch noch einen Schritt weiter: Was die historische Entwicklung hin zu den großen Erklärungen der Menschenrechte angeht, haben sich die christlichen Kirchen nicht nur mit Ruhm bekleckert. Die Kirchen waren oft erst zurückhaltend, manchmal sogar kritisch gegenüber solchen Texten. Das lag zum Teil daran, dass sie vergangenen Gesellschaftsordnungen nachtrauerten, etwa der Vorrangstellung von Königen und Adligen im Mittelalter. Es war aber nicht im Sinne ihres

Erfinders, also im Sinne von Jesus. Denn so wie Jesus mit Menschen umgeht, so wie er von Menschen spricht, zeigt er deutlich: Er versteht den Menschen als einzigartig wertvoll.

So wird der Mensch schon auf den ersten Seiten der Bibel als Ebenbild Gottes beschrieben.<sup>16</sup> Es gibt tatsächlich eine direkte Verbindung von diesem Begriff zur Idee der Menschenrechte, wie sie ab der frühen Neuzeit ausgebildet wurde. So waren es zum Beispiel jesuitische Missionare im Regenwald in Südamerika im 16. Jahrhundert, die mit Hinweis auf diese Texte darauf beharrt haben: Jeder Mensch hat Wert, jeder Mensch ist von Gott zu seinem Gesprächspartner, seinem Ebenbild geschaffen. Deswegen dürfen die Kolonialmächte mit ihren wirtschaftlichen Interessen auch die Ureinwohner nicht behandeln, als seien sie weniger wert als sie selbst.

Ich weiß: Es gibt wieder genügend Gegenbeispiele. Es gibt Christen bzw. Menschen, die sich so nannten, die die Rechte anderer dreist missachtet haben. Aber mir geht es auch hier nicht darum, dass Christen sich besonders vorbildlich verhalten hätten. Wie man damit umgeht, dass auch Christen handfest scheitern können, damit beschäftige ich mich in einem eigenen Kapitel ganz zum Schluss dieses Buchs.

Hier geht es mir vielmehr darum, dass der Wert jedes Menschen nur mit Bezug auf Gott ein solides Fundament hat. Und das ist nicht erst eine moderne Idee, sondern eine alte Vorstellung, die sich bereits ganz zu Beginn der Bibel findet. Deswegen kommt uns die Würde des Menschen auch so selbstverständlich vor. Und wir

ereifern uns darüber, wenn Menschenrechte missachtet werden – von Staaten oder auch von Kirchen. Wir haben recht, uns zu ereifern. Aber woher kommt der Impuls dazu eigentlich? Ich behaupte: Es ist die Idee vom Menschen als Gottes Ebenbild. Diese Idee steckt nach wie vor tief im Unterbewusstsein unserer westlichen Kultur. Gott sei Dank.

## Ethik ohne Gott?

Man kann also ethisch handeln, ohne an Gott zu glauben. Aber kann man Ethik auch begründen ohne Gott? Oder hallt in unserer Kultur das Echo einer großen Idee nach, der Idee vom Wert jedes Menschen als Gottes Ebenbild, und wir sind dabei, den Ursprung dieser Idee zu vergessen?

Das Interessante ist, dass manche Atheisten diesen Zusammenhang sogar selbst so beschreiben: Ein Universum ohne Gott, also ohne etwas oder jemanden oberhalb des Menschen, ist letztlich auch ein Universum ohne gültige Werte, jedenfalls ohne objektiv gültige Werte. Menschliche Werturteile über Recht und Unrecht wären demnach nur eine kompliziertere Version von Geschmacksurteilen. Eine Aussage wie „Mord ist Unrecht“ wäre also nicht grundsätzlich zu unterscheiden von Aussagen wie „Pink ist nicht meine Farbe“ oder „Eine Violinsonate von Bach gefällt mir besser als Techno“. Die Empfindungen zum Thema Mord wären sicher stärker und wir hätten sicher auch den Eindruck, es stehe

bei ethischen Urteilen weitaus mehr auf dem Spiel. Aber einen *objektiven*, grundlegenden Unterschied zwischen Ethik und persönlichem Geschmack gäbe es nicht, nur einen graduellen.

Natürlich sehen viele erklärte Atheisten hier dennoch einen grundlegenden Unterschied und versuchen dies auch zu begründen. Nur hat mich bisher noch keiner dieser Begründungsversuche überzeugt. Wenn man Gott ausschließt, *muss* man ethische Werte *allein* mit Bezug auf den Menschen begründen, indem man zum Beispiel auf die Übereinstimmung vieler Menschen hinweist. Wie ich am Beispiel Menschenrechte gezeigt habe, reicht diese Begründung aber nicht aus.

Ich weiß, es klingt harsch zu sagen: Eine Welt ohne Gott wäre eine Welt ohne objektive Werte. Aber ich habe mir diese Auffassung nicht ausgedacht. Sie findet sich zum Beispiel bei Richard Dawkins, dem englischen Evolutionsbiologen und prominenten Atheisten, der vor Jahren einen Bestseller mit dem freundlichen Titel „Der Gotteswahn“ geschrieben hat. In einem seiner früheren Bücher erklärt er selbst, dass ein Universum ohne Gott auch eines ohne objektive ethische Maßstäbe ist:

*„Das Universum, das wir beobachten, hat genau die Eigenschaften, mit denen man rechnet, wenn dahinter kein Plan, keine Absicht, kein Gut oder Böse steht, nichts außer blinder, erbarmungsloser Gleichgültigkeit. Oder, wie der unglückliche Dichter A. E. Housman es formulierte:*

*Die geist- und herzlose Natur*

*Wird weder wissen noch sich sorgen.*

*Die DNA weiß nichts und sorgt sich um nichts.  
Die DNA ist einfach da.*

*Und wir tanzen nach ihrer Pfeife.<sup>17</sup>*

Was, wenn es doch nicht so ist? Und unsere Ahnung ist berechtigt: Nein – es *gibt* Recht und Unrecht. Der Unterschied zwischen beiden ist ein *objektiver* Unterschied. Es ist nicht so, dass uns die Unterdrückung von Schwachen, Mord und Folter einfach nur „nicht gefielen“. Sondern all das ist tatsächlich, ganz wörtlich, himmelschreiendes Unrecht.

Noch einmal: Was, wenn wir mit dieser Ahnung recht haben? Und es gibt nur mit Gott ein solides Fundament für Recht und Unrecht? Nicht so, dass wir darüber nicht mehr diskutieren müssten. Uns Menschen ist ja selten sofort klar, worin richtig und falsch in einer konkreten Situation bestehen. Dazu ist die Welt zu komplex, also sind Diskussion und gemeinsames Nachdenken nötig. Aber wir diskutieren ja gerade deswegen, und das oft sehr engagiert, weil wir auf der Suche sind nach dem, was gilt. Gäbe es hierzu keine objektiv gültigen Maßstäbe, könnten wir uns auch das Diskutieren sparen. Oder aber es gäbe für das Diskutieren keinerlei Verfahrensregeln, keinen Maßstab für schlüssige Argumente, sondern es würde sich der durchsetzen, der



am beharrlichsten oder lautesten für seinen Standpunkt eintritt.

Aber so ist es nicht. Es gibt Recht und Unrecht, die meisten Menschen wissen das auch. Was also, wenn es bei diesem Wissen um mehr geht als nur um unsere privaten Ideen? Was ist, wenn wir an dieser Stelle Zugang haben zu einer Wahrheit, einen Blick erhaschen auf eine Wirklichkeit, die viel größer ist als wir selbst?

Dann wäre es doch wichtig, den Erfinder dieser Wahrheit kennenzulernen: Gott selbst. In der Bibel wird er als Gott geschrieben, dessen Wesenskern Liebe ist. Liebe macht ihn aus. Und auch das saugen sich Christen nicht aus den Fingern, sondern das glauben wir, weil dieser Gott sich an einem Punkt im Universum, an einer Stelle in der Geschichte der Welt unmissverständlich erkennbar gemacht hat: in der Person Jesus Christus.

Für den Glauben an diesen Gott, an diesen Jesus, gibt es Gründe, noch weitere als die bisher genannten. Es gibt zum Beispiel naturwissenschaftliche und philosophische Gründe dafür, Gott zu denken. Darum geht es im folgenden Kapitel. Und es gibt historische Gründe, Jesus ernst zu nehmen. Darum geht es im übernächsten Kapitel.



### 3. Was würde Jesus zu Stephen Hawking sagen?

Auf einer christlichen Einkehrfreizeit in Schottland stellen sich zu Beginn alle vor und zur Auflockerung soll jeder noch hinzufügen: „Mit welchem berühmten Menschen würde ich gern einmal Mittag essen?“ Einer nach dem andern nennt seinen Namen und zählt danach artig beeindruckende oder jedenfalls unterhaltsame Persönlichkeiten auf, die man immer schon treffen wollte. Ein Mann mittleren Alters nennt den Namen eines britischen Politikers, der damals (die Szene ist ein paar Jahrzehnte her) als wenig beliebt und, mit Verlaub, etwas farblos galt. Alle schauen ihn höflich, aber verwirrt an. Er ergänzt: „Dann könnte ich ihn beim Essen aus Versehen mit der Vorsuppe bekleckern.“ Sowas trauen sich vielleicht nur Christen in Großbritannien.

Jetzt aber geht es nicht um die Begegnung zwischen uns (normalen Menschen) und einer berühmten Person, sondern um das Gespräch zwischen gleich zwei beeindruckenden Persönlichkeiten: Jesus und Stephen Hawking. Natürlich um ein gedachtes Gespräch, denn die beiden sind sich nicht leibhaftig begegnet – auch wenn Christen glauben, dass Jesus auferstanden und im Gebet für jeden Menschen ansprechbar ist. Aber als historische Personen

sind die beiden nun mal keine Zeitgenossen. Was also würden sie zueinander sagen?

## Mein Grundproblem

Ich gebe zu: Ich weiß es nicht – jedenfalls nicht genau, weil ich nicht den sogenannten Gottesstandpunkt habe, den absoluten Überblick, mit dem ich jedem in die Karten schauen könnte. Wir sind ja zu Recht skeptisch, wenn Menschen sich auf ihren Überblick allzu viel einbilden. Ich bin einmal einem Journalisten begegnet, der mir sagte: „Ich bin anderen Menschen immer zwei Schritte voraus.“ Er denke über manche Themen eben ständig nach, sei immer auf dem allerneuesten Stand. Das mag ja sein, dachte ich mir, aber sollte man so etwas über sich selbst verkünden? Da wäre ich zurückhaltend.

Ich gebe also gerne zu: Ich weiß eigentlich nicht, was Jesus zu Stephen Hawking sagen würde. Das Ganze ist ein literarisches Mittel, eine reizvolle Vorstellung, auch um etwas über das Verhältnis von Glaube und Naturwissenschaft zu sagen.

Aber: Ich habe begründete Vermutungen, was Jesus sagen *könnte*. Dazu gleich mehr. Und was ich durchaus weiß, weil es belegt ist: was Stephen Hawking selbst sagt, besonders über den Glauben an Gott allgemein. Von hier aus möchte ich starten.

# Brillanter Kopf, dramatisches Schicksal

Fangen wir also bei Hawking an. Geboren 1942, verstorben 2018, Physiker und bis 2009 Inhaber eines einflussreichen Lehrstuhls für Mathematik in Cambridge, unbestrittener Experte auf den Gebieten Kosmologie, Relativitätstheorie und schwarze Löcher. Einer der angesehensten und klügsten Wissenschaftler unserer Zeit, zugleich einer der *bekanntesten*, auch über die akademische Welt hinaus.

Das liegt zum einen an seinen Büchern, in denen es ihm gelang, hochkomplizierte Inhalte spannend und verständlich zu vermitteln. Auch wenn normal sterbliche Menschen es nicht immer schaffen, sie zu Ende zu lesen. Um das zu belegen, hat ein amerikanischer Mathematiker aus den öffentlich einsehbaren Unterstreichungen in elektronischen Büchern den sogenannten „Hawking-Index“ errechnet. Dieser Index zeigt an, bis zu welcher Seite ein Buch im Durchschnitt tatsächlich gelesen wird ...<sup>18</sup> Und doch sind die Bücher Bestseller, weil Hawking nicht nur hochintelligent, sondern auch ein begnadeter Kommunikator war.

Hawkings Bekanntheit liegt zum anderen an seinem Schicksal. Schon während seiner Studienzeit in Oxford in den 1960er-Jahren zeigten sich erste Anzeichen einer seltenen und fortschreitenden Krankheit: Die Amyotrophe Lateralsklerose (ALS) ist bis heute nicht heilbar und legt Stück für Stück das gesamte Nervensystem lahm, ohne dabei die geistigen Fähigkeiten zu beeinträch-

tigen. Hawking musste bald im Rollstuhl sitzen, konnte schließlich nicht mehr sprechen und nutzte einen Sprachcomputer, den er zuerst mit einer Fingerbewegung und, als auch dies nicht mehr ging, mit einem Zucken seines Wangenmuskels gebrauchte. Kommunikation wurde zu einer gewaltigen Anstrengung, was ihn aber nicht daran hinderte, weiter Bücher zu schreiben und im Gespräch zu bleiben.<sup>19</sup> Hawking wurde zu *dem* Sinnbild für die Kraft des menschlichen Geistes, trotz enormer äußerer Einschränkungen Höchstleistungen zu vollbringen.

Da interessiert es doch, was ein solcher Mensch denkt – und zwar nicht nur über Physik. Was also sagt Hawking über Gott?

## Hawking über Gott

Zunächst noch nicht viel. Sein bekanntestes Buch, *A Brief History of Time* („Eine kurze Geschichte der Zeit“)<sup>20</sup>, widmet sich der Suche nach der großen einheitlichen Theorie, der *grand unified theory*. Diese Suche, soweit ich es verstanden habe, bleibt unabgeschlossen, auch wenn sie aus Hawkings Sicht prinzipiell zum Erfolg führen kann. Und *wenn* dieser Erfolg eines Tages eintritt, wenn die eine große Theorie gefunden wird – dann, so Hawkings vielleicht berühmtester Satz auf der letzten Seite des Buchs, dann „we would know the mind of God“, dann würden wir die Gedanken Gottes kennen. Das sei aber noch Zukunftsmusik.

Hinterher, so wird es berichtet, hat Hawking erklärt,

bis kurz vor Drucklegung des Buchs habe er gezögert, ob dieser Satz nicht doch gestrichen werden sollte, er sei auch nicht wörtlich zu verstehen gewesen. Wäre der Satz weggefallen, hätte das den Verkauf des Buchs wohl halbiert.<sup>21</sup>

Deutlicher wird Hawking im späteren *The Grand Design* („Der große Entwurf. Eine neue Erklärung des Universums“)<sup>22</sup>. Hawking beginnt mit einer Reihe großer und grundlegender Fragen:

*„Wie verstehen wir die Welt?*

*Was ist das Wesen der Wirklichkeit?*

*Brauchte das Universum einen Schöpfer?“<sup>23</sup>*

Das lässt auf ein spannendes Gespräch von Naturwissenschaft und Philosophie, auch Naturwissenschaft und Glaube hoffen. Doch dieses Gespräch erklärt Hawking von vornherein für beendet:

„Normalerweise sind dies Fragen für die Philosophie, aber die Philosophie ist tot. Sie hat mit den modernen Entwicklungen in der Naturwissenschaft nicht Schritt gehalten, besonders in der Physik. Das Ergebnis ist, dass Naturwissenschaftler die Fackelträger der Entdeckung geworden sind in unserer Suche nach Erkenntnis.“<sup>24</sup>

Da würde ich gern gleich einhaken: „Moment mal“, würde ich sagen, „bei allem Respekt: Aber *diese* Aussage, also die Behauptung, dass die großen Fragen heutzutage ausschließlich Sache der Naturwissenschaften sei-

en , ist doch *selbst* eine Form von Philosophie, also eine Sicht darauf, wie menschliche Erkenntnis funktioniert.“

Genauer gesagt nennt man das, was Hawking hier betreibt, *Meta-Physik*, also Aussagen, die über das hinausgehen, was Naturwissenschaft mit ihren Methoden und Erkenntniswegen herausfinden kann. Das ist natürlich „erlaubt“, auch für einen Nicht-Philosophen wie Hawking, und es ist auch spannend. Nur ist es einigermaßen witzig, wenn Hawking hier eine meta-physische, also philosophische Aussage macht – und der *Inhalt* dieser Aussage ist: „Philosophie ist tot.“ Das ist ein Widerspruch in sich. Abgesehen davon kommt Hawking zumindest an dieser Stelle ganz ohne Begründungen aus. Er behauptet einfach, statt zu argumentieren.

Aber das nur nebenbei. Wichtig ist mir vorerst: Auch wenn man (wie ich gerne zugebe) vom Rest von Hawkings physikalischen Überlegungen nicht alles versteht – immer wenn Hawking aus seiner Physik *philosophische* Folgerungen zieht über Gott, die Welt und den ganzen Rest –, dann fußt *all* das weiter auf seinen einleitenden Gedanken: Philosophie ist tot, Naturwissenschaft beantwortet die großen Fragen.

Das führt zu erstaunlichen logischen Fehlschlüssen. Sie erstaunen mich wirklich, weil Hawking eben ein so ungemein kluger Mann war. Doch manche dieser Fehlschlüsse lassen sich sogar für uns Nicht-Naturwissenschaftler erkennen:

Hawking sucht also nach der großen einheitlichen Theorie, sozusagen der „Weltformel“. Ein aussichtsreicher Kandidat dafür ist aus seiner Sicht die sogenannte

M-Theorie; für Kenner: eine Erweiterung der *String*-Theorie, verbunden mit der Annahme, dass das grundlegende Prinzip im Universum das Gesetz der Schwerkraft ist.

So weit, so faszinierend. Hawking folgert allerdings aus der M-Theorie, dass *deswegen* kein Schöpfer mehr nötig sei. Die Theorie erkläre alles Nötige, eine äußere Ursache des Universums brauche es nicht mehr. Dazu Hawking im O-Ton:

*„Because there is a law of gravity, the universe can and will create itself out of nothing.“<sup>25</sup>*

*(„Weil es ein Gesetz der Schwerkraft gibt, kann und wird das Universum sich selbst aus nichts heraus erschaffen.“<sup>26</sup>)*

Dazu habe ich drei Rückfragen:

## 1. Was meint Hawking mit „nichts“?

Mein Vorschlag: Lesen Sie sich den eben zitierten Satz noch einmal langsam und halblaut selbst vor. Dann müssten Sie den Fehler eigentlich entdecken:

„Das Universum“, so Hawking, „erschafft sich selbst aus *nichts* heraus“ – „weil es ein Gesetz der Schwerkraft *gibt*.“



*Etwas gibt es also anscheinend doch, „vor“ und außerhalb des Universums, nämlich eben das Gesetz der Schwerkraft. Die Aussage ist also ein Widerspruch in sich.*

Selbst *wenn* die M-Theorie also leistet, was sich Hawking von ihr erhofft, nämlich die große einheitliche Theorie zu bieten (die Meinungen in der Fachwelt gehen auseinander) – dann erklärt diese Theorie natürlich *nicht* „alles“. Sie erklärt das, was physikalische Theorien erklären, nämlich physikalische Phänomene und Gesetzmäßigkeiten. Daraus kann man aber nicht einfach Aussagen über die gesamte Wirklichkeit ableiten.

Schon gar nicht, wenn am Anfang der Theorie ein Gesetz wie das Gesetz der Schwerkraft steht. Das kann ja sein. Aber das beantwortet nicht die Frage nach „allem“, es verschiebt sie nur. Denn offen bleibt: *Woher* kommt dieses Gesetz, *warum* gilt es, warum gilt es auch *nach wie vor* und hört nicht irgendwann damit auf? Damit bin ich bei meiner zweiten Rückfrage:

## 2. Am Anfang – ein Naturgesetz?

Was genau ist eigentlich ein Naturgesetz? Ein solches Gesetz ist ja nicht ein „Etwas“ mit einer eigenen Ausdehnung oder Substanz. Sondern es *beschreibt*, nach welchen Regelmäßigkeiten die Natur sich verhält. Dazu muss es überhaupt Natur *geben*. In den Worten des britischen Mathematikers John Lennox:

*„Ein Naturgesetz hängt für seine Existenz per Definition von der schon bestehenden Existenz der Natur ab, die es beschreiben soll.“<sup>27</sup>*

Das Gesetz der Schwerkraft wird bei Hawking aber sogar als Akteur beschrieben, also wie eine Person, die handelt und Ziele verfolgt. Ein Gesetz „tut“ aber nichts, es bringt auch nichts hervor. Dazu noch einmal John Lennox:

*„Physikalische Gesetze können nichts erschaffen. Sie sind eine Beschreibung dessen, was normalerweise unter bestimmten Gegebenheiten geschieht.“<sup>28</sup>*

Anscheinend hat bei Hawking also ein Naturgesetz Gottes Platz eingenommen. Das ist nicht etwa „verboten“ – es ist einfach unlogisch, es erklärt nichts und es wird auch dem Wesen von Naturgesetzen nicht gerecht. Umgekehrt kann man sich fragen, welches Bild von Gott Hawking dabei eigentlich im Hinterkopf hat:

### 3. Welches Bild von Gott hat Hawking?

Der Gott, den Hawking ablehnt, ist anscheinend der *God of the gaps*, der „Lückenbüßer-Gott“. Dieser Gott wäre für das zuständig, was wir *nicht* verstehen. Und je mehr wir verstehen, desto „kleiner“ würde dieser Gott. Religiöse Menschen müssten dann verzweifelt nach wei-

teren Wissenslücken suchen, um noch irgendwo „Platz“ für Gott zu finden.

Es gibt geradezu eine atheistische Folklore, die die gesamte Geschichte von Religion so erzählt. Dann wäre das Ende von Religion nur noch eine Frage der Zeit. Auch Hawking klingt ganz so, wenn er schreibt:

*„Unwissen über das Wirken der Natur brachte die Menschen in alten Zeiten dazu, Götter zu erfinden, die über jeden Aspekt menschlichen Lebens herrschten.“<sup>29</sup>*

Dazu kann ich nur sagen: Es stimmt, historisch gesehen ging naturwissenschaftlicher Fortschritt oft mit der „Entgötterung“ der Natur einher. Menschen ließen ihre Naturreligionen hinter sich, sie sahen die Natur nicht mehr als selbst göttlich an, also nahmen sie sich auch das Recht heraus, sie zu erforschen. Vor Unwettern und Blitzen sollte man Respekt haben, aber nicht den Zorn der Götter dahinter vermuten. Bessere Wettervorhersagen helfen auch. (Wir arbeiten bis heute dran.)

Was aber ebenso stimmt: Die Menschen tauschten den Glauben an die *vielen* Götter (Polytheismus) gerade nicht gegen den Glauben an *gar* keinen Gott (Atheismus) ein. Sondern historisch gesehen wurden sie meist von Polytheisten zu Monotheisten, statt an viele glaubten sie an *einen* Gott, den Schöpfer der Welt. Atheisten finden das oft inkonsequent und fragen, warum man an dieser Stelle stehenbleiben sollte. Warum nicht Gott gleich ganz ausschließen?

Die Antwort: weil es gerade Sinn ergibt, an einen Gott zu glauben, der Welt und Natur geschaffen hat, aber selbst nicht Teil dieser Welt ist. Denn wenn es diesen Gott gibt, heißt das auch,

- dass wir Menschen die Welt erforschen dürfen und sollen. Wir treten damit nicht etwa einer Gottheit zu nahe, die selbst Teil der Natur wäre. Gott hat auch den Baum erschaffen, also schütze ich den Baum – aber der Baum ist nicht Gott, also darf ich ihn untersuchen.
- dass die Welt mit Absicht erschaffen wurde und diese Absicht auch in ihr erkennbar wird. Deswegen rechnen wir damit, Regelmäßigkeiten und Gesetze in der Natur zu entdecken. Gott wird nicht etwa „kleiner“ durch unseren Erkenntnisfortschritt, sondern je mehr wir von der Welt verstehen, desto mehr staunen wir über Gottes schöpferische Fantasie.
- dass wir Menschen mit unserer Wahrnehmung und unserem Verstand grundsätzlich in der Lage sind, uns einen Reim auf die Gesetzmäßigkeiten der Natur zu machen. Deswegen hilft uns zum Beispiel sogar unsere Mathematik – streng genommen eine reine Kopfgeburt, Zahlen auf Papier, etwas völlig Abstraktes – dabei, die Bewegungen der Planeten zu berechnen und zutreffend vorherzusagen. Wie kommt das eigentlich, dass wir so etwas können? Darüber hat sich schon Albert Einstein gewundert: „Das einzig Unverständliche am Universum ist, dass es verständlich ist.“

Der Glaube an den einen Gott, den Schöpfer der Welt, ist also gerade *kein* Konkurrent der Naturwissenschaft.

Sondern historisch und inhaltlich ist der Glaube an den einen Gott ein *Freund* des wissenschaftlichen Fortschritts. Es ist kein Zufall, dass Naturwissenschaft gerade im jüdisch-christlich geprägten Europa so erfolgreich war. Und dies war schon im Mittelalter so, lange vor der Aufklärung, und interessanterweise zur selben Zeit auch im islamischen Nahen Osten. Beide Kulturen sind vom Monotheismus geprägt, vom Glauben an den einen Gott, den Schöpfer der Welt.

Ich sage das auch deswegen so deutlich, weil es hier nicht nur die erwähnte atheistische Folklore gibt, nach dem Motto „Fortschritt vs. Aberglaube“, sondern weil hier auch manche frommen Menschen ganz unnötig besorgt sind. Auch sie befürchten manchmal, dass Glaube und Naturwissenschaft im Clinch liegen. Einzelne wittern sogar große atheistische Verschwörungen in der Welt der Wissenschaft. Völlig unnötig. Der Glaube an den einen Gott, richtig verstanden, macht wissenschaftlich gerade neugierig.

## Ein Schritt weiter: die Feinabstimmung des Universums

Man kann sogar noch weiter gehen. Man kann den aktuellen Stand der Naturwissenschaften aufgreifen und zeigen, dass darin gerade gute Argumente für Gott stecken. Ich denke an die sogenannte Feinabstimmung, also die Entdeckung, dass die Naturkonstanten des Universums verdächtig gut abgestimmt sind auf die Ermöglichung

von Leben nach Art des menschlichen Lebens – und zwar statistisch gesehen *extrem* unwahrscheinlich gut darauf abgestimmt. Mit reinem Zufall oder statistischem Glück kann man dies jedenfalls nicht plausibel erklären.

Manche Wissenschaftler begründen das Phänomen mit dem sogenannten „anthropischen Prinzip“ (von griechisch *anthropos* – Mensch). Demnach *muss* der Kosmos *natürlich* menschliches Leben ermöglichen, denn das sei nun mal die Voraussetzung dafür, dass es uns gibt und wir uns über diese Fragen unterhalten. Es mag statistisch äußerst unwahrscheinlich sein, sagen diese Menschen, aber das würde für jede andere Version des Universums ja auch gelten.

Das klingt wie ein Trick – zu sagen: Natürlich muss das Universum so sein, denn sonst gäbe es uns ja nicht und wir könnten nicht darüber nachdenken. Aber die Frage nach dem Warum ist auch damit ja nicht einfach „erledigt“. Der kanadische Philosoph John Leslie hat dies so veranschaulicht:<sup>30</sup> Stellen wir uns vor, ein zum Tode Verurteilter soll hingerichtet werden. Eine große Gruppe hoch trainierter Scharfschützen steht vor ihm, die Schützen legen auf ihn an, zielen, schießen mehrmals. Und der Verurteilte überlebt. Was sagt er als Nächstes? „Wow, das war knapp“? Wohl kaum. Oder etwa: „Natürlich haben sie mich verfehlt. Denn sonst wäre ich ja nicht mehr da, um mir darüber Gedanken zu machen“? Bestimmt nicht. Sondern er fragt sich: *Warum?* Warum wurde ich nicht getroffen? Die Erklärung „Absicht“ ist plausibler als die Erklärung „Zufall“. Das Gleiche gilt für die extreme Unwahrscheinlichkeit unserer Existenz.

Abgesehen davon geht es bei der Feinabstimmung des Universums nicht einfach nur um *unser spezielles* Universum. Sondern es geht darum, wie unwahrscheinlich ganz *allgemein* jede Art von Universum ist, die *Leben möglich macht*. Es stimmt zwar: Jede „Version“ eines Universums ist gleichermaßen (un)wahrscheinlich. Und doch sind Leben ermöglichende Versionen des Universums zusätzlich vielfach unwahrscheinlicher als alle anderen Versionen. Der amerikanische Autor und Philosoph William Lane Craig gebraucht dafür das Bild einer gigantischen Lotterie: In dieser gibt es eine einzelne weiße Kugel und Abermilliarden von schwarzen Kugeln. Welche Kugel rollt als erste aus der Lostrommel heraus? Jede Kugel ist gleich (un)wahrscheinlich. Es ist aber zusätzlich extrem viel unwahrscheinlicher, dass eine weiße Kugel herausrollt als eine schwarze.<sup>31</sup>

## Hawking und das Multiversum

Zurück zu Stephen Hawking. (Und auch Jesus habe ich nicht aus dem Blick verloren, zu ihm kehren wir gleich auch noch zurück.) Hawking jedenfalls findet, dass die Feinabstimmung des Universums sehr wohl eine Erklärung braucht. An einen Schöpfer denkt er aber nicht, stattdessen spekuliert er über die *Multiversen*-Theorie, also über eine *Vielzahl* von Universen mit je unterschiedlichen Naturgesetzen, und wir Menschen befinden uns eben in dem einen Universum, das Leben ermöglicht.

Das Statistik-Problem scheint damit gelöst. Nebenbei

ist die Theorie multipler Universen mit unterschiedlichen Gesetzen natürlich sehr anregend. Gäbe es das wirklich, dann hätte ich für andere Versionen des Universums gleich mehrere Vorschläge. Wie wäre es zum Beispiel mit einem Universum, in dem der Verzehr der Eissorte „Cookie Dough“ meine Fitness *verbessert*?

Ganz ernsthaft hat die Theorie natürlich noch andere Probleme und spätestens hier gebe ich wieder gerne zu, dass ich an den Grenzen meiner Kompetenz bin. Aber so viel möchte ich doch einwenden: Die Multiversen-Theorie erscheint mir wieder in sich widersprüchlich, jedenfalls *muss* sie reine Spekulation bleiben. Denn wenn es das wirklich gäbe, diese Vielzahl an Universen, dann müssten diese Universen *notwendig* füreinander unzugänglich sein. Dann könnte man also als Bewohner des einen Universums per Definition nichts über die anderen sagen – nicht mal, ob es sie gibt oder ob und welche anderen Gesetze dort möglicherweise gelten. Denn wenn man dies *doch* könnte, dann gäbe es eben doch eine „Brücke“ oder „Tür“ zwischen den Universen. Dann wären es aber nicht mehr „mehrere“ Universen, sondern allenfalls mehrere „Abteilungen“ oder „Regionen“ des *einen* Universums. Soweit mein bescheidener Einwand.

Festhalten möchte ich: Der brillante Stephen Hawking nimmt die Feinabstimmung des Universums so ernst, dass sie ihn zu dieser abenteuerlichen Theorie veranlasst.



## Zwischenfrage: Was machen Sie damit?

Ich erwarte gar nicht, dass solche Argumente – für sich genommen – Menschen vom Glauben an Gott überzeugen. (Wobei es auch das schon gegeben hat.) Worauf es mir aber ankommt: Der Glaube an Gott erscheint nun mindestens nicht mehr als krude Idee. Glaube und naturwissenschaftliches Denken vertragen sich sehr gut miteinander. Gott ist eben kein Lückenfüller, der mit zunehmender Erkenntnis „kleiner“ würde. Sondern Gott als Erklärung der Welt funktioniert sehr gut, geradezu beunruhigend gut.

Manchen unter meinen Theologen-Kollegen ist es ein bisschen peinlich, so etwas zu schreiben. Vielleicht weil sie sich daran gewöhnt haben, für das Verhältnis von Glauben und Naturwissenschaften bestenfalls ein friedliches Nebeneinander auszuhandeln. Alles andere riecht ihnen zu sehr nach Halbwissen, nach dem Versuch früherer Jahrhunderte, Glaube für den aufgeklärten Menschen verträglich und mundgerecht zu machen. Ich kann den Vorbehalt verstehen. Er ändert aber nichts am Gewicht der Argumente: Glaube an Gott ist gut begründbar.

Man könnte also aus dem Gespräch mit Hawkings Thesen ableiten, wie gut sich der Glaube hier bewährt. Man könnte sagen, dass er eine sehr gute Option für denkende, naturwissenschaftlich interessierte Menschen ist.

Das alles könnte man sagen und natürlich habe ich es hiermit auch gesagt, habe damit argumentiert. Aber was würde Jesus selbst sagen?

## Was würde *Jesus* zu Stephen Hawking sagen?

Wir erinnern uns: So lautet der Titel dieses Kapitels. Ich stelle mir vor, da steht er vor ihm. Vor dem Genie im Rollstuhl, durch seine Krankheit verkrümmt, die Augen hellwach und funkelnd hinter dicken Brillengläsern. Jesus steht vor ihm, der wandernde Prediger aus Palästina, aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Ich weiß nicht genau, wie er aussieht, aber ganz sicher nicht europäisch, seine Haut ist ein wenig dunkler als meine. Wahrscheinlich sieht er auch nicht sanft aus, er ist meistens im Freien unterwegs, er ist Handwerker und harte Arbeit gewöhnt. Ich stelle mir vor: Jesus steht vor Stephen Hawking und er geht in die Hocke, um auf Augenhöhe mit ihm zu sein.

Was sagt er? Jesus hat sich selten direkt verteidigt. In den entscheidenden Momenten kurz vor seiner Hinrichtung, im Verfahren vor den obersten Gremien der Stadt, hat er bis zum Schluss geschwiegen. Vielleicht würde er sich auch jetzt nicht verteidigen, würde seinen Gott nicht in Schutz nehmen. Vielleicht würde er eher etwas sagen wie:

**„Wovor hast du Angst?“**

„Was hindert dich daran, Gott zu denken? Gott ist nicht gegen deinen Verstand. Gott hat dich erschaffen, mit deinem Verstand, hat dir dieses große Werkzeug gegeben.

Wir sollen Gott lieben mit allem, was wir sind, mit unserem Verstand.“

Das soll keine Unterstellung sein. Über Hawkings Motive und Gefühlslagen will ich nicht spekulieren. Ob der Gedanke an Gott ihn beunruhigt oder ihn einfach nicht überzeugt hat – ich weiß es nicht.

Aus der Luft gegriffen ist die Frage aber nicht. Der Philosoph Thomas Nagel hat sich nämlich genau das einmal gefragt – was genau hält mich und andere Denker der Gegenwart eigentlich vom Glauben ab? Wie kommt es, dass Atheismus in der naturwissenschaftlichen Community derzeit so verbreitet ist? Liegt das wirklich nur an Argumenten? Eher nicht, wie Nagel in beeindruckender Offenheit schreibt:

*„Es ist nicht nur, dass ich nicht an Gott glaube und naturgemäß hoffe, dass ich in meiner Überzeugung recht habe. Es ist, dass ich hoffe, dass es keinen Gott gibt! Ich will nicht, dass es einen Gott gibt; ich will nicht, dass das Universum so ist. Meine Vermutung ist, dass dieses kosmische Autoritätsproblem nicht selten ist und dass es verantwortlich ist für einen Großteil des Szientismus<sup>32</sup> und des Reduktionismus<sup>33</sup> unserer Zeit.“*

Das scheint es also zu geben. Und es erklärt – vielleicht – auch, warum manche Wissenschaftler auch angesichts noch so guter Argumente den Glauben an Gott nicht in Betracht ziehen.

Vielleicht würde Jesus aber auch etwas ganz anderes sagen:

## **„Gott findest du nicht oben.“**

Vielleicht würde er sagen: „Gott findest du nicht oben. Sondern unten, bei mir.“

Der Schöpfergott, an den Christen glauben, ist nicht das Ergebnis einer Gleichung. Oder besser gesagt: Der Glaube an Gott lässt sich zwar naturwissenschaftlich plausibel machen. Aber Gott selbst ist keine Theorie, und sei es eine noch so gut begründete. Gott ist nicht ein Etwas, sondern ein Jemand. Gott wird konkret, an einer Stelle in der Geschichte des Universums greifbar, in Jesus.

Wir glauben: Der große Gott, faszinierend in seinem kosmischen Einfallsreichtum, per Definition weit größer, als unser Verstand je ausmessen kann – dieser Gott geht vor uns in die Hocke.

Er begegnet uns auf Augenhöhe, er nimmt eine Größe und Form an, die wir ermessen und verstehen können. Er wird Mensch, er wird einer von uns, zuerst ganz klein, eine Hand voll Mensch, ein Baby. Und dann: ein Junge, ein junger Mann, der aufwächst, Erfahrungen macht, einen Beruf lernt. Der irgendwann an die Öffentlichkeit tritt und den Menschen von Gott erzählt, von diesem Gott, der zugleich Schöpfer ist und nach jedem Menschen sucht, als ob es keinen anderen gäbe. Jesus redet von diesem Gott und er verkörpert ihn durch die Art, wie er mit Menschen umgeht.

Wie man *das* nun glauben kann und was über den Glauben an Gott hinaus für den Glauben an *Jesus* spricht: Darum geht es, wie versprochen, im nächsten Kapitel.

## 4. Kreative Fiktion?



### Zur historischen Glaubwürdigkeit des Neuen Testaments

*„Das ist ein Apfel.*

*Manche Leute wollen Ihnen vielleicht  
erzählen, es sei eine Banane.*

*Vielleicht schreien sie immer wieder  
„Banane, Banane, Banane“.*

*Oder sie schreiben BANANE in  
Großbuchstaben.*

*Allmählich glauben Sie vielleicht sogar,  
dass es eine Banane ist.*

*Aber es ist keine.*

*Es ist ein Apfel.“<sup>34</sup>*

So der Text eines CNN-Werbespots, der kurz nach der Wahl von Donald Trump zum amerikanischen Präsidenten lief. Zwischen Wahrheit und Fiktion besteht eben ein

Unterschied. Und wenn Menschen diesen Unterschied herunterspielen, wenn sie zum Beispiel ständig behaupten: „Na ja, was wahr ist, das kommt einfach auf den Standpunkt an“ – dann kann das handfeste und sehr unschöne Folgen haben für das Zusammenleben von Menschen, für Frieden und Gesundheit und vieles mehr.

Deswegen räume ich gerne gleich ein: Ich bin ein Freund der Wahrheit. Das heißt nicht, dass ich behauptete, immer recht zu haben. „Ich kann mich irren, ich habe mich schon früher geirrt“, so das Motto einer Bekannten von mir. Aber es heißt, dass ich nach Wahrheit *suche*. Ich lebe schließlich zum ersten Mal. (Ich weiß nicht, wie das bei Ihnen ist.) Und mir ist dieses eine begrenzte Leben viel zu kostbar, als dass ich mich mit weniger zufriedengeben könnte als mit verlässlicher Wahrheit. Deswegen suche ich als Christ auch regelmäßig das Gespräch mit Menschen, die etwas völlig anderes glauben als ich, die meinen Glauben vielleicht sogar abwegig finden. Wenn mein Glaube der Wahrheit entspricht, so meine ich, dann muss und kann er solche Anfragen aushalten.

Dazu gehört auch eine Anfrage wie: „Du redest so viel über Jesus – über das, was er angeblich gesagt und getan hat. Woher weißt du, dass das stimmt? Gibt es überhaupt historisch gesicherte Informationen über Jesus? Oder ist da nicht viel religiöse Fantasie im Spiel? Der Staub der Jahrhunderte hat sich über Jesus gelegt, und was ihr Christen da im Gottesdienst verehrt, das ist nur Ergebnis von frommer Fantasie, ist kreative Fiktion.“

Meine Antwort: Ich bin tatsächlich überzeugt, dass man Jesus als historische Person ernst nehmen kann. Dass

man begründet über ihn Auskunft geben kann, über seine Worte und sein Verhalten und mit welchem Anspruch er aufgetreten ist. Aber ich möchte dies nicht einfach behaupten, sondern ich möchte es auf den nächsten Seiten mit einer Reihe von Indizien belegen. Ich bin selbst nicht Historiker, sondern Theologe. Aber ich interessiere mich sehr für die Arbeit von Historikern. Sie arbeiten nämlich ein wenig wie Detektive, die aus Indizien Folgerungen ableiten. Je mehr Indizien man hat und je mehr Gewicht diese haben, desto klarer wird das Bild, das sich ergibt.

Wie gesagt: So arbeiten Historiker *immer* – auch das, was uns im Schulunterricht als weitgehend gesichertes Wissen zum Beispiel über das Römische Reich vermittelt wird, wird so begründet. Das Interessante ist nun: Beim Neuen Testament, unserer wichtigsten Quelle über Jesus, ist die Indizienlage oft ähnlich gut, zum Teil sogar *besser* als bei anderen antiken Quellen.

Trotzdem hat man in der öffentlichen Diskussion manchmal den Eindruck: Was Jesus angeht, sei die Überlieferung besonders fragwürdig, ziemlich sicher sei vieles erfunden, jedenfalls müsse man ganz genau hinsehen.

Man schaue zum Beispiel zu Weihnachten oder Ostern in eine der gängigen Zeitschriften, die regelmäßig und mit großen Buchstaben ankündigen, *endlich* habe man die Wahrheit über Jesus herausgefunden, und in Wirklichkeit sei natürlich alles ganz anders gewesen ... Stimmt nicht, wie man unaufgeregt feststellen sollte. Das Neue Testament ist historisch ernst zu nehmen. Dazu gleich mehr.

Natürlich kann ich verstehen, wenn man bei diesem



Thema besonders vorsichtig ist. Es geht eben buchstäblich um Gott und die Welt. Es geht um Wunder und um einen Menschen, von dem andere glauben, in ihm ist Gott selbst Mensch geworden. Das akzeptiert man nicht einfach so, kritische Nachfragen sind angemessen und erwünscht.

Was also wissen wir historisch über Jesus? Ich zähle mehreres auf, konzentriere mich auf das Wichtigste und stütze mich auf Daten und Belege, die in der Forschung weithin anerkannt sind. Und: Wie es sich für eine kleine Hitliste gehört, spare ich mir das Spannendste für den Schluss auf.

## 1. Jesus hat gelebt

Um das festzustellen, würde das Neue Testament als Quelle eigentlich reichen. Und zwar gerade dann, wenn man es einfach als Sammlung von ganz normalen antiken Texten ansieht. Natürlich ist das Neue Testament für Historiker nicht *deswegen* glaubwürdig, weil es für Christen als „Heilige Schrift“ maßgeblich ist. Es ist für Historiker aber auch nicht deswegen *automatisch falsch*, nur weil es für Christen maßgeblich ist. Historiker verfahren im Umgang mit Quellen nach dem Prinzip „in dubio pro reo“, im Zweifel für den Angeklagten: Wenn eine antike Quelle eine Information enthält, zum Beispiel über einen Wanderprediger namens Jesus von Nazareth, dann gilt diese erst einmal als glaubhaft – es sei denn, es gibt Gründe, die dagegen sprechen.

Im Neuen Testament haben wir nun vier Evangelien, also Lebensbeschreibungen von Jesus, die alle wie selbstverständlich davon ausgehen, dass Jesus keine fiktive Figur ist, sondern wirklich gelebt und ganz bestimmte Dinge getan hat. Außerdem haben wir zahlreiche Briefe, die die Gründer und Leitungsfiguren der frühen christlichen Bewegung an ihre Gemeinden und Gesprächspartner geschrieben haben. Auch hier wird wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass Jesus gelebt hat.

Es gibt aber auch noch weitere Quellen, die Jesus belegen, auch außerhalb des Neuen Testaments. Ein Beispiel unter mehreren möglichen:

Der römische Geschichtsschreiber Tacitus erwähnt Jesus in einem Bericht über den römischen Kaiser Nero. Im Jahr 64 nach Christus brannten große Teile der Stadt Rom. Die Ursache war zunächst unklar, und so versuchte man der jungen Bewegung der Christen die Schuld in die Schuhe zu schieben. In diesem Zusammenhang schreibt Tacitus über die Person, von der sich ihr Name ableitet:

*„Christus war unter der Herrschaft des Tiberius auf Veranlassung des Prokurators Pontius Pilatus hingerichtet worden; und für den Augenblick unterdrückt, brach der unheilvolle Aberglaube wieder hervor, nicht nur in Judäa, dem Ursprungsland des Übels, sondern auch in Rom [...]“<sup>35</sup>*

Man merkt, Tacitus hält wenig von den Christen. Aber er nennt Jesus als historische Person; mit Angabe von Zeit

und Ort seines Auftretens. Und nebenbei wird deutlich, wie früh die Christen schon so auffällig waren, dass sie sogar den römischen Autoritäten auf die Nerven gehen konnten.

Es gibt noch weitere solcher Beispiele außerhalb des Neuen Testaments; besonders bekannt sind die Aussagen des jüdisch-römischen Geschichtsschreibers Josephus.<sup>36</sup> Fazit: Kein ernst zu nehmender Historiker wird bezweifeln, dass Jesus wirklich gelebt hat.

„In Ordnung“, sagen Sie jetzt vielleicht, „da kann ich mitgehen. Aber was folgt daraus? Andere haben auch gelebt, zum Beispiel Goethe. Oder Dschinghis Khan. Oder Ötzi. Das heißt noch lange nicht, dass diese Menschen religiöse Bedeutung für mich hätten.“

Das stimmt. Dass Jesus gelebt hat, ist für alles Weitere notwendig, aber für sich genommen nicht aufregend. Gehen wir also einen Schritt weiter:

## 2. Die Berichte über Jesus in der Bibel sind gut belegt

Viel spricht dafür, die biblischen Berichte über Jesus als historische Quellen ernst zu nehmen; besonders die Evangelien, aus denen wir am meisten über Jesus erfahren. Keine Sorge, das wird jetzt kein akademischer Aufsatz. Ich möchte einfach zeigen: Was ich als Christ über Jesus glaube, ist gut begründet. Dazu brauche ich ein paar Minuten. In Vorträgen gleiche ich das manchmal durch erhöhtes Sprechtempo aus (was natürlich auch nicht be-

nutzerfreundlich ist). Hier kann ich nur einladen: Bitte kurz Luft holen, es folgen vier Gründe für die Glaubwürdigkeit der Berichte über Jesus im Neuen Testament:

### 1) Textforschung

Der ursprüngliche Wortlaut der Texte lässt sich sehr genau rekonstruieren. In der Antike wurden Texte ja handschriftlich kopiert. Dabei konnten sich Fehler einschleichen. Wenn man die Ur-Version eines Textes rekonstruieren will, braucht man daher möglichst viele Handschriften oder Handschriftenfragmente (also Teile, manchmal nur kleine Schnipsel). Diese müssen möglichst alt sein; das lässt sich mit chemischen Methoden recht gut bestimmen; und sie müssen aus möglichst vielen unterschiedlichen Quellen stammen.

Bei vielen Texten aus der Antike, mit denen wir heute arbeiten, etwa Texten über die römischen Herrscher, haben wir oft nur eine Handvoll solcher Handschriften, und die ältesten davon sind teils erst deutlich später entstanden als die Originale. Trotzdem arbeiten wir damit, weil wir nichts Besseres haben.

Beim Neuen Testament dagegen gibt es über 5000 solcher Handschriften oder Handschriften-Fragmente. Die sind nicht etwa vergraben in den Katakomben des Vatikans, sondern öffentlich einsehbar an Universitäten und Textforschungs-Instituten weltweit. Und die ältesten Schnipsel des Neuen Testaments reichen bis auf wenige Jahrzehnte an die Zeit heran, zu der die Texte selbst verfasst wurden.

Übrigens: Das älteste Fragment ist – nach der Mehr-

heitsmeinung der Forschung – ein kurzer Abschnitt aus dem Johannesevangelium. Von diesem nimmt man an, dass es spätestens um das Jahr 100 herum verfasst wurde, womöglich in Kleinasien (heutige Türkei). Ein kleiner Papyrus-Schnipsel dieses Evangeliums wurde in Ägypten gefunden und etwa auf das Jahr 125 datiert, er ist also gerade mal 25 Jahre nach dem Urtext entstanden. Das ist im Vergleich mit anderen antiken Texten ein unglaublich kurzer Zeitraum. Lustigerweise ist es genau die Stelle in Johannes, als der römische Statthalter Pontius Pilatus gerade zu Jesus sagt: „Was ist Wahrheit?“<sup>37</sup>

Ich war ja schon immer überzeugt davon, dass Gott Humor hat. Was ist Wahrheit? Na, das hier, dieses Papyrus mit seiner Nähe zum Original.

Warum ist das wichtig? Weil es zeigt: Die Vorstellung, dass *irgendwer* – der Vatikan, die Illuminaten oder wer auch immer – die Original-Texte vergraben und verfälscht hätte und wir heute überhaupt nicht wüssten, wie sie ursprünglich gelautet haben. Diese Vorstellung ist einfach: falsch.

Das kann ich leider nicht freundlicher sagen. Wir wissen sehr genau, was ursprünglich in den Texten stand. Forscher diskutieren gerne über Abweichungen zwischen verschiedenen Abschriften, und weil es eine so große Zahl von Handschriften gibt, gibt es eben auch eine ganze Reihe von kleinen Unterschieden. Aber fast immer geht es dabei um Details, und fast nirgends geht es um *inhaltlich* bedeutsame Varianten. Was die Texte grundsätzlich sagen wollen, ist klar.<sup>38</sup>

„In Ordnung“, sagen Sie jetzt vielleicht, „die Texte

selbst lassen sich also rekonstruieren. Aber das heißt ja nicht automatisch, dass wahr ist, was *in* den Texten behauptet wird.“ Guter Punkt. Er bringt mich zu meinem nächsten Argument:

## 2) Datierung

Der Zeitraum zwischen den Ereignissen und den ältesten Berichten ist sehr kurz. Von den Evangelien im Neuen Testament nimmt die große Mehrheit der (zum Teil sehr kritischen) Forschung an, dass sie zwischen 70 und 100 nach Christus entstanden sind, also rund 40 bis 70 Jahre nach den Ereignissen um Jesus, der um das Jahr 30 herum öffentlich aufgetreten ist. Das ist im antiken Vergleich wieder enorm kurz. Viele Texte aus der römischen Geschichtsschreibung, mit denen Historiker heute arbeiten, sind erst deutlich später nach den Ereignissen entstanden, von denen sie berichten. Manche Forscher vertreten sogar, dass die Evangelien noch älter sind, mindestens das Markus-Evangelium ist demnach vielleicht schon in den 60er-Jahren entstanden.

So oder so ist der Zeitraum kurz. Viel zu kurz auch, als dass sich ein Mythos herausbilden könnte. Ein Mythos braucht sehr viel mehr Zeit für sein Entstehen. Und in einem Abstand von nur 40 bis 70 Jahren gab es noch viel zu viele Augenzeugen, die hätten berichtigen können, wenn etwas einfach frei erfunden oder grob verfälscht worden wäre (dazu gleich mehr).

Noch kürzer ist der zeitliche Abstand bei den Paulus-Briefen, also den Briefen, die der Missionar und Gemeindegroßvater Paulus an seine Gemeinden und Mitarbeiter

geschrieben hat. Diese Briefe sind in den 50er-Jahren des ersten Jahrhunderts geschrieben worden, also rund 20 Jahre nach den Ereignissen.

Das wäre so, als wenn man heute über die 00er-Jahre schriebe, die Zeit ab dem Jahr 2000. Daran kann ich mich noch gut erinnern. Ich weiß zum Beispiel ganz gut, wie ich zu Beginn des Jahres 2000 Silvester gefeiert habe. Ich weiß, dass damals Gerhard Schröder Bundeskanzler war, Joschka Fischer war Außenminister, Donald Trump war nur wenigen bekannt als windiger Immobilien-Spekulant, Corona war nur eine Biersorte für Eingeweihte, das iPhone war noch nicht erfunden. Ich erinnere mich recht gut. Wer ein Ereignis von großer Tragweite in dieser Zeit einfach nachträglich frei erfinden wollte, müsste also mit meinem energischen Widerspruch rechnen.

Paulus schreibt aber wie jemand, der sich seiner Sache sehr sicher ist. Wie selbstverständlich erinnert er die Empfänger seiner Briefe an das, was sie von Jesus wissen und mit ihm erlebt haben. Dabei zitiert er manchmal auch noch ältere Texte, Liedtexte oder Bekenntnistexte über Jesus aus dem Gottesdienst der ersten Gemeinden.<sup>39</sup> Diese Texte waren anscheinend allen geläufig und müssen somit älter sein als die Briefe von Paulus selbst. Damit sind wir ganz nah dran am historischen Jesus selbst.

„Meinetwegen“, sagen Sie jetzt möglicherweise, wenn Sie mir bis hierhin gefolgt sind (dafür hätte ich Respekt). „Die Texte sind also nah dran an den Ereignissen. Trotzdem gibt es aber eine Zeit *bis* zur Abfassung der Texte. Und diese Zeit musste dadurch überbrückt werden, dass

*mündlich* weiter erzählt wurde, was passiert ist. Das ist doch die Fehlerquelle überhaupt!“

Danke für den Einwand, der mich gleich zu meinem nächsten Punkt bringt:

### 3) Mündliche Überlieferung

Die mündliche Überlieferung in der damaligen Kultur war besser, als sie es heute vielfach ist. Man darf sich das gerade nicht so vorstellen wie das Spiel „Stille Post“ beim Kindergeburtstag. (Am Anfang sagt einer „Toaster“, am Ende kommt „Waschmaschine“ heraus.) In der Kultur des Neuen Testaments, der Kultur des Frühjudentums, war das genaue Erinnern und Überliefern längerer Texte eine eigene Kunst. Dabei wurden Techniken eingesetzt, die noch heute in mündlichen Kulturen zum Einsatz kommen, um sich lange Texte zu merken. Das haben wir in unserer Kultur nur verlernt, weil wir uns angewöhnt haben, alles abzuspeichern, sei es in Büchern oder auf externen Festplatten. Aber Kinder können das noch: sich lange Texte, zum Beispiel Gedichte, wortwörtlich merken, wenn sie es nur richtig einüben. Die Merkfähigkeit ist nämlich wie ein Muskel, den man trainieren kann.

Der Professor für Neues Testament Rainer Riesner hat in einer großen Studie gezeigt, dass solche Mittel auch bei der Überlieferung der Lehre von Jesus zum Einsatz kamen.<sup>40</sup> Es gibt Indizien dafür, dass Jesus die Gedächtnistechniken frühjüdischer Rabbiner anwendete, um seine Lehre möglichst einprägsam zu machen. Besonders die Pointen seiner Aussprüche konnte man sich daher gut merken. (Gewagter Vergleich: Das ist wie beim Nach-



erzählen eines richtig guten Witzes: Die Rahmenhandlung kann variieren – aber die Pointe bleibt haften, sie wird meist wortwörtlich wiedergegeben.) Wir haben also Grund zu der Annahme: Was Jesus ursprünglich gesagt hat, konnte auch über Jahre, ja sogar Jahrzehnte, genau erinnert und verlässlich weitergegeben werden.

#### 4) Augenzeugen

In der kritischen Forschung zum Neuen Testament hat man sich die Überlieferung zu Jesus lange als anonymen Vorgang über lange Zeiträume vorgestellt: Namenlose Gruppen und Einzelpersonen hätten demnach die Geschichten um Jesus geprägt, dabei meist verändert und an ihre Interessen angepasst. Dabei wird nicht nur wieder übersehen, wie kurz der Zeitraum bis zur Abfassung der ersten Texte eigentlich war. Es wird auch übersehen, dass nachweislich viele Augenzeugen der Ereignisse um Jesus auch noch in den frühen Gemeinden aktiv waren. Sie konnten kontrollieren, ob in diesen Gemeinden das Richtige überliefert wird.

Und wenn diese Augenzeugen *selbst* die Angewohnheit gehabt hätten, die Überlieferung zu „verbessern“, sprich zu manipulieren – dann hätte man erwarten können, dass sie zuallererst ihre *eigene* Rolle etwas positiver darstellen. Gerade die bekanntesten Jünger von Jesus kommen in den Evangelien aber ausgesprochen schlecht weg. Sie verstehen Jesus oft falsch und in der entscheidenden Stunde lassen sie ihn im Stich. Diese Jünger waren aber keine literarischen Erfindungen, sondern viele von ihnen waren selbst Leitungsfiguren in den frühen Gemeinden.

Sie haben erzählt, was sie selbst mit Jesus erlebt haben. Sie haben aber darauf verzichtet, ihren eigenen Anteil zu „schönen“.

Ein weiteres Indiz: In den Evangelien werden viele Begegnungen von Jesus mit einzelnen Personen geschildert – manche davon werden mit Namen genannt, andere nicht. Für die Erzählung sind die Namen oft nicht wichtig, auch ist erst einmal unklar, warum nur bestimmte Namen genannt werden und andere nicht. Die beste Erklärung: Die namentlich Genannten sind die Augenzeugen, die die betreffende Begebenheit in den frühen Gemeinden weiter erzählt haben. Die Überlieferung war mit ihnen verbunden, der Name ist die Quellenangabe und bürgt dafür, dass man sich nicht einfach etwas ausgedacht hat.<sup>41</sup> (So erzählt man auch heute Geschichten, gerade wenn man sie aus erster Hand gehört hat. Man sagt nicht: „Da gibt es jemanden, der ...“, sondern eher: „Unser Nachbar XY hat gesagt ...“)

Soweit vier zentrale Argumente dafür, die Berichte des Neuen Testaments historisch ernst zu nehmen (es gäbe noch weitere). „In Ordnung“, sagen Sie jetzt möglicherweise wieder – und noch einmal: Falls Sie bis hierhin mitgelesen haben, gilt Ihnen mein voller Respekt. „In Ordnung“, sagen Sie also vielleicht, „meinetwegen haben wir Grund, die Texte ernst zu nehmen. Aber was *sagen* sie denn nun? Warum sollte mich interessieren, was drinsteht?“

Wieder eine berechtigte Frage. Gehen wir also noch einen Schritt weiter:

### 3. Jesus hatte eine große Ausstrahlung

Jesus wird in den Texten als ein Mensch geschildert, der auf die Menschen seiner Umgebung von Anfang an enormen Eindruck gemacht hat. Er redete anders von Gott und vom Leben, als sie es gewohnt waren, und er tat das mit großer Selbstverständlichkeit. So als ob er ganz genau wüsste, wovon er spricht.

Da geht Jesus, ganz am Anfang seines Wirkens, in die Synagoge seiner Heimatstadt. Er lässt sich eine Schriftrolle aus dem Propheten Jesaja reichen, also aus den heiligen Schriften des Judentums. Wie es üblich war, liest er aus diesem Text vor. Nur während er vorliest, merken alle: Da zitiert nicht einfach jemand einen alten Text. „Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn der Herr hat mich gesalbt.“ – „Mich“ – meint Jesus sich *selbst*? Man kann eine Stecknadel fallen hören. „Er hat mich gesandt mit dem Auftrag, den Armen gute Botschaft zu bringen, den Gefangenen zu verkünden, dass sie frei sein sollen, und den Blinden, dass sie sehen werden, den Unterdrückten die Freiheit zu bringen, und ein Jahr der Gnade des Herrn auszurufen.“<sup>42</sup> Jesus legt die Rolle zusammen, gibt sie dem Mitarbeiter der Synagoge zurück und setzt sich. Alle schauen in seine Richtung. Jesus sagt: „Heute.“ Bitte? „Heute – hat sich dieses Schriftwort erfüllt. Ihr seid Zeugen.“

Oder: Da sitzt Jesus mit seinen engsten Vertrauten, seinen Schülern und Mitarbeitern und gönnt sich eine Pause. Vielleicht führen sie auch ein spannendes theologisches Gespräch. Seine Schüler sind froh, ihn endlich

für sich zu haben. Da kommen auf einmal: Kinder. Viele Kinder, laut und lustig, springen herum und rennen zu Jesus. Seine Mitarbeiter zischen: „Pst! Jetzt nicht. Jetzt bitte ausnahmsweise nicht. Morgen machen wir eine Veranstaltung. Jesus wird sprechen, daneben organisieren wir ein Kinderprogramm. Aber bitte: jetzt nicht.“ Und Jesus? Lächelt und winkt ab. „Lasst die Kinder zu mir kommen“, sagt er. „Haltet sie nicht ab. Das Reich Gottes, die Wirklichkeit Gottes gehört ihnen. Und sowieso: Wenn ihr das Reich Gottes nicht annehmen könnt wie ein Kind – so wie ein Kind ein Geschenk annimmt –, dann kommt ihr gar nicht rein.“ Die Mitarbeiter sagen – nichts. Jesus lächelt und spielt mit den Kindern, segnet sie und macht Spaß mit ihnen.<sup>43</sup>

Und schließlich: Da steht Jesus vor dem obersten religiösen Gericht in Jerusalem, kurz vor seinem Tod am Kreuz. Man will ihn loswerden, hinrichten lassen, das ist schon jetzt deutlich. Falsche Anschuldigungen werden gegen ihn vorgebracht, ein fadenscheiniger Zeuge nach dem anderen tritt auf. Und Jesus? Schweigt. Der Cheftheologe des Gremiums baut sich vor ihm auf: „Sagst du wirklich gar nichts zu den Vorwürfen?“ Jesus sagt – nichts. Sein Gegenüber sagt: „Dann frage ich dich ausdrücklich: Hältst du dich etwa für den Messias, den Christus, den Sohn des Hochgelobten?!“ Jesus sagt: „Ja. Ich bin es.“<sup>44</sup>

Höchst erstaunlich. Und es deutet zugleich an: Bei der Ausstrahlung von Jesus geht es um mehr als um natürliches Charisma, um menschlich erklärbare Anziehungskraft. Das haben viele. Das ist für sich aber nicht einzigartig.

Trotzdem ist diese Ausstrahlung wichtig. Manche Christen sind so sehr damit beschäftigt, den Glauben an Jesus zu begründen und zu verteidigen, dass in Vergessenheit geraten kann, wer das eigentlich ist: Jesus. Jesus ist ja mehr als ein Codewort, das man auf Aufkleber druckt oder in Liedern besingt. Jesus ist *jemand*, eine ganz bestimmte Person. *Dieser* Jesus – der Menschen durch eine einzige Berührung heil machen kann. Der von Liebe spricht, anspruchsvoll und kostspielig, Liebe sogar zu den Feinden. Der Kindern den Vorzug vor Erwachsenen gibt, Schwachen vor Starken. Der vorzugsweise zuerst zu den Menschen geht, die überhaupt nicht damit rechnen. Der überraschend und witzig, unbestechlich und schlagfertig sein kann. *Dieser* Jesus – ist schon für sich faszinierend.

Das ist also nicht wenig. Das Neue Testament sagt aber noch mehr über Jesus. Es sagt: Es gibt Grund zu glauben, dass *dieser* Jesus noch *mehr* ist als nur ein Mensch mit Ausstrahlung. Genau das behauptet er nämlich von sich selbst. Damit bin ich beim letzten und entscheidenden Punkt:

## 4. Jesus äußerte einen ungeheuren Anspruch

Anders gesagt: In dem, was Jesus sagt und tut, wird ein enormer Anspruch laut. Nämlich die Behauptung: Ich, Jesus, stehe an der Stelle Gottes. Ich verkörpere Gott.

Der Anspruch ist keine Erfindung der christlichen

Tradition, nichts, was sich Theologen erst Jahrhunderte nach Jesus ausgedacht hätten. Als sei Jesus eben zugegebenermaßen spannend gewesen, aber „natürlich“ nicht wie Gott – und erst Schreibstuben-Gelehrte oder religiöse Institutionen hätten die Überlieferung golden übermalt. Nein, die Überzeugung, dass Jesus auf einer Stufe mit Gott steht, findet sich schon ganz früh in der Überlieferung des Neuen Testaments.<sup>45</sup> Diese Überzeugung ist deswegen auch dem Umfeld der ersten Christen sofort aufgefallen.<sup>46</sup>

Der Anspruch von Jesus wird deutlich in der eben beschriebenen Szene vor dem Hohen Rat, kurz vor der Kreuzigung: „Ich bin es.“

Der Anspruch wird deutlich in den sogenannten „Ich bin“-Worten im Johannesevangelium. Immer wieder beschreibt sich Jesus hier mit „Ich bin“, und dann folgt ein Sinnbild: „das Licht der Welt“, „die Tür“, „die Auferstehung und das Leben“, gipfelnd in dem Satz: „... der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zu Gott, dem Vater, außer durch mich.“<sup>47</sup> Für Kenner des Alten Testaments ist dieses „Ich bin“ wie ein Glockenschlag: „Ich bin“ – so hat sich der Gott Israels schon Mose vorgestellt. Die vier Buchstaben des hebräischen Gottesnamens, JHWH, lassen sich übersetzen mit: „Ich bin, der ich bin“, oder auch: „Ich werde sein, der ich sein werde.“

Der Anspruch wird besonders deutlich in der Angelegenheit von Jesus, fremden Menschen Vergebung zuzusprechen. Und anders als die steilen Sätze aus dem Johannesevangelium wird davon in allen Evangelien be-

richtet: „Hiermit sind dir deine Sünden vergeben“, sagt Jesus zu Menschen, die ihm erstmals begegnen.<sup>48</sup> Das hat sofort seine Gegner und Kritiker auf den Plan gerufen. Denn Sündenvergebung ist nach Auffassung des Alten Testaments, also der Heiligen Schrift des Judentums, nur Gott vorbehalten. Man hat Jesus also vorgehalten: „Was redest du denn da? Das ist absolute Kompetenzüberschreitung! Du machst dich selbst zu Gott, wenn du so etwas behauptest! Das ist Blasphemie, das ist Gotteslästerung!“<sup>49</sup>

Genau das ist der springende Punkt. Jesus erklärt sich mit solchen Sätzen tatsächlich für Gott-gleich. Natürlich muss man ihm das nicht schon deswegen glauben. Der Anspruch kann ja auch falsch sein. Nur was würde das bedeuten? Das würde heißen, dass Jesus entweder andere getäuscht hat oder sich selbst. Und zwar: furchtbar getäuscht.

Er wäre entweder ein Blender, ein religiöser Scharlatan, der Menschen bewusst hinters Licht führt, um damit – was eigentlich? Was hätte Jesus davon gehabt, Menschen wider besseres Wissen zum Glauben an ihn als Gott-gleich zu bringen? Dieser Weg endete erst einmal mit dem Tod am Kreuz. Gut, das hätte ein rein menschlicher Jesus zu Beginn noch nicht wissen können. Aber interessanterweise finden sich die deutlichsten Bekenntnisse von Jesus zu seinem Status gerade kurz vor seiner drohenden Hinrichtung, etwa bei der Verhandlung vor dem Hohen Rat.

Und außerdem: Woher hätte Jesus ein solches Konzept haben können, woher hätte er es sich zurechtfantasieren

können? Ein Kult um einen Gott-gleichen Messias war im Frühjudentum eigentlich nicht vorgesehen. Menschlich aussichtsreicher wäre damals gewesen, sich als politischen Anführer zu sehen, der das Land von der römischen Besatzungsmacht befreit. Dafür muss man nicht gleich Sündenvergebung beanspruchen und im Namen Gottes sprechen; es hätte gereicht, sich als von Gott gesandten Revolutionär und Heerführer zu sehen. Dafür gibt es auch historische Beispiele. Genau das hat Jesus aber ausgeschlossen.

Entweder also hat Jesus andere getäuscht – oder sich selbst. Und auch dann hätte er sich *dramatisch* getäuscht. Denn Jesus hat seinen Anspruch als gläubiger Jude geäußert, also als Anhänger eines Glaubens, in dem von Gott mit äußerster Ehrfurcht und Vorsicht gesprochen wird. In anderen Religionen mag es eher denkbar sein, dass man für sich selbst Anteil am Göttlichen beansprucht (wenn auch kaum jemand je sich selbst für Gott gleich erklärt). Im Judentum ist das unerhört. Wer hier Derartiges von sich behauptet, weiß entweder, wovon er spricht. Oder er ist – gestört. Das kann man leider nicht höflicher sagen. Wir müssten dann davon ausgehen, dass Jesus ein größeres psychisches Problem hatte.

Er macht aber gar nicht diesen Eindruck. Wer die Evangelien liest, gewinnt den Eindruck eines Menschen mit einem enormen Anspruch – aber *nicht* den Eindruck eines Scharlatans oder eines psychisch stark belasteten Menschen. Wie gesagt gibt es gute Gründe, die Evangelien als historische Quellen ernst zu nehmen. Dann kann man ihnen auch zutrauen, ein zutreffendes Bild von Jesus und seinem Charakter zu zeichnen.



Das Ganze ist aus meiner Sicht ein starkes Argument dafür, Jesus zu glauben: Er hat nicht gelogen. Er ist auch nicht verrückt. Er hat recht. Wenn wir wissen wollen, wer und wie Gott ist, müssen wir also Jesus anschauen und Jesus zuhören. So ungewohnt das für manche klingen mag: Wenn Jesus recht hat, ist damit auch die Frage nach Gott geklärt. Und das Neue Testament ist historisch so gut belegt, dass es uns ermöglicht, die Frage begründet zu beantworten: Was denke ich denn nun *selbst* über Jesus? Wie beurteile *ich* ihn, was mache ich mit seinem Anspruch?

Ich kann Ihnen die Antwort auf diese Frage nicht abnehmen. Ich bitte Sie nur, sich diese Frage zu stellen. Oder falls Sie sich die Frage früher schon einmal gestellt haben – dann bitte ich Sie, sich zu erinnern: Welche Antwort finden Sie eigentlich überzeugend? Manchmal hört Glaube nur deswegen auf, weil er in Vergessenheit gerät. Nicht weil neue und starke Einwände aufgetaucht wären. Sondern manchmal gewöhnt man sich den Glauben einfach ab. Dann ist es gut, sich zu erinnern: Was überzeugt mich eigentlich – wirklich? Was denke ich über Jesus?

Der Anspruch von Jesus ist also ein starkes Argument für den christlichen Glauben. Er ist auch ein klassisches Argument, das sogenannte „Lewis-Trilemma“; nach dem englischen Schriftsteller C. S. Lewis, der es bereits Mitte des 20. Jahrhunderts formuliert hat.<sup>50</sup> Mir selbst hat es geholfen, als ich als Jugendlicher zum Glauben kam. Ich habe danach immer wieder in Vorträgen darüber gesprochen und auch darüber geschrieben.<sup>51</sup>

Das Argument braucht als begleitende Annahme,

dass die Berichte des Neuen Testaments historisch solide sind. Dass also gezeigt werden kann: Jesus hat diesen Anspruch tatsächlich geäußert, in seinen Worten und seinem Verhalten, der Anspruch ist nicht etwa eine Fehldeutung oder eine nachträgliche Einfügung in die Texte.

Deswegen habe ich zu Beginn dieses Kapitels auch so viel Zeit damit verbracht, genau das zu zeigen: Die Texte *nötigen* uns zwar nicht, an Jesus zu glauben. Aber sie legen es *sehr nahe*, sie machen Glaube gut denkbar, plausibel. Sie zeigen uns einen Jesus, der historisch greifbar und dessen Anspruch offenkundig ist. Die Texte nehmen uns den Schritt des Vertrauens auf Jesus zu zwar nicht ab, aber dieser Schritt ist kein Schritt ins Ungewisse, kein reiner Willensakt („Ich glaub das jetzt halt“). Sondern dieser Schritt ist gut ausgeleuchtet. Wir glauben nicht an eine Fantasie oder Fiktion, sondern an einen realen Jesus.

Der Glaube an diesen Jesus ist nun nicht ein Hobby für religiös besonders engagierte Menschen. Er ist nicht etwas, womit man sich beschäftigt, wenn man alles *wirklich* Dringende erledigt, alle Punkte auf der To-do-Liste abgehakt hat und noch ein wenig Restzeit bleibt für Spiritualität. Sondern dieser Glaube, das möchte ich gerne zeigen, hilft uns auch bei den Herausforderungen der Gegenwart. Siehe die nächsten Seiten.

## 5. Das Klima schützen.



Oh Gott, sind wir  
unverbesserlich?

Der Fachbereich Theologie an einer großen Universität will eine Tagung zum Thema Postmoderne veranstalten. Also ruft man einen Kollegen aus dem Fachbereich Philosophie an: „Können Sie uns Referenten zum Thema Postmoderne empfehlen?“ Der Philosoph beantwortet die Frage freundlich, legt auf, und sagt dann, mehr zu sich selbst: „Die Theologen interessieren sich für die Postmoderne. Das ist ein sicheres Zeichen dafür, dass sie vorbei ist.“

Die Geschichte habe ich vor Jahren aufgeschnappt, wahrscheinlich ist sie erfunden, aber wie man so schön sagt: gut erfunden. Denn den Eindruck kann man ja gewinnen, als wollten Theologen hier gerade noch auf einen Zug aufspringen, der längst abgefahren ist.

Genauso beim Thema Klimaschutz. Alle reden davon, also natürlich auch in Kirche und Theologie, wenn auch mit leichter Verspätung.

## Leider aktuell

Nun ja, könnte man entgegnen, das Thema ist eben leider kein bisschen „vorbei“. Nur weil etwas ausführlich diskutiert wurde und vielleicht auch manche ermüdet, wird es damit nicht weniger wichtig. Der Klimawandel ist hoch aktuell, wir stecken mitten drin. Was man vom Kopf her weiß, wird einem aber oft erst deutlich, wenn man es erlebt. Der Klimawandel lässt sich bekanntlich kaum an einem einzelnen Ereignis festmachen, auf das man zeigt und sagt: Da ist er. Aber er ist trotzdem längst im Gange, nicht nur messbar für Fachleute, sondern auch spürbar für uns Normalmenschen.

Erinnern Sie sich an die besonders heißen und trockenen Sommer der letzten Jahre, etwa 2018 und 2019, damals, *vor* Corona? Klar macht ein einzelner heißer Sommer noch keinen Klimawandel. Das gab es früher auch schon. Wissenschaftler sagen uns aber, dass die Häufung in den letzten Jahren kein Zufall mehr ist:

*„16 der 17 wärmsten Jahre überhaupt seit Beginn der Aufzeichnungen traten nach dem Jahr 2000 auf, alle fünf wärmsten seit 2010“.*<sup>52</sup>

Zwei weitere Belege:

*„Der Meeresspiegel steigt. Zwischen 1993 und 2017 ist der Meeresspiegel laut Satellitenmessungen der NASA im globalen Mittel um etwa 85 Millimeter gestiegen.“*<sup>53</sup>

*„Gletscher und Schnee schwinden. Vier Fünftel der Gebirgsgletscher, die weltweit von Forschern beobachtet werden, verlieren aktuell an Eismasse [...] In den Schweizer Alpen zum Beispiel ist die Schneesaison in den letzten 45 Jahren erheblich kürzer geworden – sie startet heute im Durchschnitt zwölf Tage später und endet 26 Tage früher als 1970.“<sup>54</sup>*

Das Problem ist also aktuell und wichtig. Die Frage ist höchstens: Muss sich deswegen jeder und jede auch dazu äußern? Das kennt man ja von Teamsitzungen und Konferenzen im Büro: „Es wurde alles gesagt. Nur noch nicht von jedem.“

## Ein Theologe und der Klimawandel

Nun rede und schreibe ich darüber tatsächlich als Theologe. Nicht als Klima-Aktivist, obwohl mich manchmal der Gedanke streift, das könnte sich noch ändern.

Wenn ich mir zum Beispiel eine typische deutsche Großstadt im Berufsverkehr anschau und mich frage, warum sich eigentlich jeden Morgen Hunderte von Autos mit oft nur einer Person im Schrittempo Richtung Arbeitsplatz schieben müssen. (Und warum *manche* Autos heute ein bisschen so aussehen wie die Monster-Autos, mit denen früher Fünfjährige spielten. Aber das ist natürlich Geschmackssache.)

Oder wenn ich mal wieder den Service der Deutschen Bahn genieße, die zwar besser ist als ihr Ruf, aber Jahrzehnte der Vernachlässigung des Schienennetzes nicht so leicht ausgleichen kann. Bahnfahrten dauern gerne deutlich länger als geplant. Dann denke ich sehnsuchtsvoll an meine Erfahrungen in der Schweiz, wo die Züge fahren – tatsächlich, und pünktlich. Auch wenn ein Schweizer Bekannter von mir schon mit vor Empörung bebender Stimme erklärt hat, es sei gar nicht mehr so wie früher, er habe durchaus schon Verspätungen von bis zu fünf Minuten erlebt.

## Wissenschaft ernst nehmen

Ich rede und schreibe auch nicht als Klimawissenschaftler, das ist nicht mein Fachgebiet, wie ich gerne zugebe. *Ganz bestimmt nicht* schreibe ich aber als Klimaskeptiker, der die Ergebnisse der Klimaforschung für grundfalsch oder gar für eine bewusste Täuschung durch finstere Mächte hält.

Natürlich ändert sich der Stand der Wissenschaft immer wieder, und natürlich gehört das Überprüfen und Nachjustieren von Theorien zum wissenschaftlichen Geschäft dazu. Das wurde uns spätestens mit dem Coronavirus neu bewusst. Da konnte man live mitverfolgen, wie die Wissenschaft ständig neue Erkenntnisse über ein neues Phänomen gewinnt. Dieser Prozess ist lange nicht abgeschlossen. Dass das Virus gefährlich ist, wusste man schon früh; wie gefährlich genau, erst etwas später; wie

man es behandeln kann, wird weiter erforscht; und welche Langzeitfolgen es hat, wird sich zeigen. Unterwegs macht man Fehler, folgt falschen Annahmen, muss sich korrigieren. Das ist normal: „Irren ist wissenschaftlich.“<sup>55</sup>

Das heißt nun nicht, dass das ganze Virus eine Erfindung gewesen wäre. Man frage Virologen und Medizinerinnen weltweit. Man frage die Betroffenen, in Norditalien, auf den Fluren amerikanischer Krankenhäuser, besonders in den ärmeren Ländern im Süden der Welt, und ja, auch bei uns. „Ich glaube nur, was ich sehe“, ist in dieser Situation ein besonders kurzsichtiger Satz. Die Kranken auf den Intensiv-Stationen verschwanden ja nicht dadurch, dass Demonstranten ihre Existenz bezweifelten.

Dass Wissenschaft Fehler macht und sich ständig selbst überprüft, heißt also nicht, dass es keine gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnisse geben könnte. Dieser Fehlschluss begegnet mir, ich muss das so offen sagen, leider auch bei manchen Mitchristen. Durchaus mit Genuss wird dann auf Fehler im Wissenschaftsbetrieb verwiesen – und gefolgert, also solle man „der“ Wissenschaft generell nicht über den Weg trauen. Das ist zu simpel. Denn zum einen, wie gesagt, gehört die ständige Selbstkorrektur zu solider Wissenschaft dazu. Und zum andern werden wir gerade in der Bibel dazu aufgefordert, unseren Verstand zur Ehre Gottes zu *gebrauchen*, die Welt zu erforschen und zu verstehen – und das heißt auch Wissenschaft zu betreiben, so nüchtern und gründlich wie möglich.

Was heißt das für den Klimawandel? Wie bei jedem

Thema, bei dem ich selbst kein Fachmann bin, überlege ich mir, welche Autoritäten mein Vertrauen verdienen. Das ist im Alltag häufig so, ich mache es mir nur nicht bewusst. Wenn ich ein Gebäude betrete, drücke ich damit mein Vertrauen in den Architekten aus, der es konstruiert hat, und auch in die Gesetze der Statik, die er (hoffentlich) beachtet hat. Wenn ich ein Medikament einnehme, ist dies Ausdruck des Vertrauens in meine Ärztin, die wiederum den Pharma-Betrieben und staatlichen Aufsichtsbehörden vertraut, die es getestet und geprüft haben.

*Absolute* Sicherheit gibt es dabei nicht. Gebäude können einstürzen, Medikamente neue und unvorhersehbare Nebenwirkungen haben. Aber heißt das, gar nicht mehr begründet zu vertrauen? Das wäre nicht lebbar und es wäre auch nicht vernünftig.

Beim Klimawandel ist sich nun die große Mehrheit der weltweiten Forschung einig: Es gibt ihn. Er ist im Gange, entwickelt sich vielfach so wie bereits Mitte des letzten Jahrhunderts vorausgesagt, zum Teil sogar noch rasanter und beunruhigender. Und: Er ist von Menschen gemacht. Es gibt einen klar messbaren Zusammenhang zwischen dem Zuwachs an CO<sub>2</sub>-Emissionen und dem Klimawandel, der *in dieser Form* in der Erdgeschichte erstmalig ist. Einfacher gesagt: Wir sind verantwortlich. Das alles ist nicht etwa „umstritten“, sondern großer Konsens:

„Aktuelle Studien kommen zu dem Ergebnis, dass rund 99 Prozent der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die Fachaufsätze zum Klimaschutz veröffentlichen, der Überzeugung sind, dass der Klimawandel durch den Menschen verursacht ist.“<sup>56</sup>



## Welches Risiko wiegt schwerer?

Es besteht also Grund zum Vertrauen in den aktuellen Stand der Wissenschaft zum Thema. Ganz abgesehen davon würde ein simples Abwägen ausreichen:

Stellen wir uns mal vor, was ja blanke Spekulation ist, aber stellen wir uns vor, in einigen Jahrzehnten stellte sich auf einmal heraus: „Ganz so schlimm ist es zum Glück doch nicht gekommen. Weitere Faktoren haben eine Rolle gespielt, die wir Anfang des 21. Jahrhunderts noch nicht kannten und die den Prozess abgemildert haben.“ Oder: „Es ist noch ein abrupter technologischer Fortschritt gelungen, mit dessen Hilfe Emissionen radikal reduziert oder sogar rückgängig gemacht werden konnten.“ (Letzteres ist übrigens auch in heutigen Szenarien zur CO<sub>2</sub>-Reduzierung teils schon vorgesehen, man wettet also auf einen Fortschritt, der noch aussteht.)

Fachleute halten dieses „doch nicht so schlimm“ wie gesagt für praktisch ausgeschlossen, mehr Ausdruck von Wunschdenken als berechtigte Zuversicht. Aber geschenkt: Nehmen wir mal an, durch eine Verkettung von Zufällen und unverdientes Glück träte dieser Zustand ein.

*Selbst wenn* das so käme – was wiegt denn schwerer? Das Risiko, fälschlich „zu viel“ für den Klimaschutz getan zu haben, oder das Risiko, *zu wenig* getan zu haben und damit all die negativen Folgen in Kauf zu nehmen, die uns begründet vorhergesagt werden und deren Eintreten wir ja schon in Echtzeit mitverfolgen können?

Eine einfache Risiko-Abwägung würde also reichen.

Ganz abgesehen davon bin ich so *gar nicht* anfällig für Verschwörungstheorien. Ich bin zum Beispiel ehrlich davon überzeugt, dass die Amerikaner wirklich auf dem Mond gelandet sind und das Ganze nicht nur in einem Fernsehstudio stattfand; dass die Terroranschläge des 11. September 2001 genau das waren, nämlich schreckliche Anschläge von Terroristen und nicht von Geheimdiensten inszeniert; und ich bin außerdem, ganz ehrlich und mit voller Aufrichtigkeit, davon überzeugt, dass namhafte Politiker und Politikerinnen *nicht* halb Mensch und halb Echse sind.

Deswegen ist für mich auch viel plausibler, dass die Mehrheit der Naturwissenschaftler in Sachen Klimawandel schlicht recht hat, dass dahinter *nicht* eine große Verschwörung zur De-Industrialisierung des Westens steht. Sondern dass die Fakten leider klar sind, sie werden nur nicht gern gehört, weil jedes System, auch jedes Gesellschafts- und Wirtschaftssystem, eine natürliche Beharrungskraft hat: bloß keine Veränderung. Oder wie der englische Dichter T. S. Eliot, übrigens ein überzeugter Christ, gesagt hat:

*„Humankind cannot bear very much reality.“*

*„Die Menschheit erträgt nicht sehr viel Wirklichkeit.“<sup>57</sup>*

So weit, so gut. Was habe ich also vor?

# Ein Denkeperiment

Ich lade zu einem Denkeperiment ein: Wie wirkt sich der *christliche Glaube* auf den Klimaschutz aus? Wie hilft er uns beim Umgang mit diesem Thema?

Dabei geht es mir um mehr und anderes als um reine Appelle, also um Aufforderungen zu etwas, das die meisten Menschen guten Willens sowieso schon für wichtig halten. Das „Christliche“ an den Appellen wäre dann nur, dass sie eben religiös verbrämt sind: „Als Christen sollten wir besonders ...“

Es stimmt zwar, dass wir als Christen „besonders sollten“. Es dürfte nur eigentlich nicht der Rede wert sein. Ganz ehrlich muss ich zum Beispiel nicht in Predigten an das Mülltrennen erinnert werden. Das ist mir tatsächlich wichtig, aber ähnlich selbstverständlich wie das Zähneputzen, und dazu wird in Predigten ja auch selten aufgefordert.

Wobei *große* Appelle ja tatsächlich mitreißend sein können. Wer zu Großem auffordert, zu einem grundlegenden Überdenken unseres Lebensstils und unseres Wirtschaftssystems, kann enorm inspirierend sein. Deswegen bin ich ehrlich beeindruckt von manchen Klima-Aktivisten, gerade von den Jüngeren, die mit großer Strenge und Sachlichkeit für ihr Thema eintreten und sich dabei oft erwachsener verhalten als die Erwachsenen, die sie durch freundliche Nicht-Beachtung zu „zähmen“ versuchen.

Trotzdem wäre es mir zu wenig, den Glauben nur als *zusätzliche* Motivation zu verstehen. Stattdessen möchte

ich fragen: Wie prägen die *Inhalte* des Glaubens unsere *Sicht* auf den Klimawandel, wie hilft uns der Glaube so, gerade besser und entschiedener damit umzugehen? Dazu im Folgenden drei Gedanken:

1. Der Mensch ist mehr wert.
2. Der Mensch hat ein Kernproblem.
3. Der Mensch hat nicht das letzte Wort.

## 1. Der Mensch ist mehr wert

Kinder fragen gerne: Warum? Besonders in einem bestimmten Alter. „Du solltest dir jetzt deine Zähne putzen.“ – „Warum?“ – „Weil das für deine Zähne notwendig und gesund ist.“ – „Warum?“ – „Du solltest jetzt ins Bett gehen.“ – „Warum?“ – „Weil du mehr Schlaf brauchst als deine Eltern.“ – „Warum?“ – „Jetzt hör doch bitte endlich auf, alles zu hinterfragen.“ – „Warum?“ – Führende Eltern versichern, dass sie es lieber hätten, wenn ihre Kinder gelegentlich eine ganz andere Frage stellten: Wie? „Wie kann ich auf deine vorbildlichen pädagogischen Bemühungen noch kooperativer eingehen?“ Das passiert leider selten.

Ganz ernsthaft können wir von dieser Frage tatsächlich lernen. Warum? *Warum* eigentlich sollten wir Klimaschutz betreiben? Die Antwort scheint offensichtlich. „Weil nur so das Überleben anderer Menschen und besonders künftiger Generationen sichergestellt wird.“

Das ist ein guter Grund. Allerdings kann man dann weiter fragen: Warum ist das wichtig? „Weil jeder

Mensch Wert hat – nicht nur unsere eigenen Nachkommen, sondern auch Menschen in ganz anderen Teilen der Welt, die unter den Auswirkungen des Klimawandels besonders zu leiden haben.“

Ganz richtig. Das ist ebenfalls ein sehr guter Grund. Darüber hinaus zeugt eine solche Antwort von ethischer Reife: Was uns wichtig ist, wird nicht nur für das eigene Umfeld eingefordert, für die eigene Familie, sondern auch für Menschen, mit denen wir persönlich gar keine Verbindung haben.

Aber wieder wird die Frage so nur verschoben. Warum eigentlich spielt das eine Rolle? Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass jeder Mensch Wert hat. Aber worin genau ist dieser Wert eigentlich begründet?

Ein paar mögliche Antworten habe ich bereits oben in Kapitel 2 diskutiert, etwa den Versuch, Menschenwürde mit dem Konsens zu begründen, mit der Übereinstimmung vieler Menschen in dieser Frage. Solche Übereinstimmung ist erfreulich, aber sie ist nun einmal brüchig, wie die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts zeigen. Sie reicht also als Begründung nicht aus.

Ich möchte nun noch eine weitere mögliche Begründung für Menschenwürde untersuchen, die ebenfalls häufig genannt wird: Empathie, also die Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzusetzen und mit ihnen zu empfinden. Oft wird behauptet, echte und tiefe Empathie führe automatisch dazu, jedem Menschen Wert zuzusprechen. Wer anfangs, die Welt aus der Sicht anderer Menschen zu denken und zu sehen, der *müsse* diesen Menschen auch Respekt entgegenbringen.

Wieder stimme ich zu. Empathie ist eine zentrale menschliche Fähigkeit, sie ist für das Zusammenleben unerlässlich. Aber aus Empathie folgt für sich nicht logisch zwingend eine *Verpflichtung*, sich auch entsprechend zu *verhalten*. Denn was entgegnet man dem Rüpel, der sagt: „Ich kann mir schon vorstellen, dass dieses oder jenes aus der Sicht anderer Menschen unangenehm ist. Ich kann das nachempfinden. Nur wieso sollte ich mich nach diesem Empfinden *richten*? Ich bin nun einmal in dieser Situation der Stärkere. Wieso also sollte ich eher meiner Empathie folgen als meinem persönlichen Vorteil?“ (Es klingt ein bisschen platt, das so zu formulieren. Aber es gibt tatsächlich Menschen, die so ticken. Die Politik der letzten Jahre hatte weltweit ein paar Exemplare davon vorzuweisen.)

Merken Sie, wie unser Denken in Fahrt kommt, wenn wir die Frage „Warum?“ nur beharrlich genug stellen? Die beste, robusteste Begründung für den Wert des Menschen, die ich kenne, ist nach wie vor: Gott sieht jeden Menschen liebevoll an. Er hat jeden Menschen als sein Ebenbild geschaffen. Erfreulicherweise leben wir in unserer Kultur nach wie vor zumindest mit dem Echo dieser Vorstellung, auch wenn manchen ihr Ursprung nicht mehr bewusst ist.

So dürfte es für viele einigermaßen selbstverständlich sein zu sagen: Jeder Mensch hat Wert, also auch die Bewohner der Pazifikinseln, die unter Überschwemmungen leiden, und die Bewohner der heißen Zonen dieser Erde, die unter Dürren leiden, ebenso wie die Bewohner Kaliforniens und Australiens, die jeden Sommer unter grasierenden Waldbränden leiden.

Der Wert all dieser Menschen hat mehr Gewicht als andere Werte, zum Beispiel der Wert eines komfortablen Lebens. Denn was ist schon der Verzicht – zum Beispiel auf ein paar Annehmlichkeiten des industriellen Zeitalters – gegenüber dem Schutz von Menschen weltweit?

*Eigentlich* sollten wir Christen hier ganz vorne mit dabei und bereit sein, auch lieb gewordene Gewohnheiten zu überprüfen. Dieses Prinzip ist für Christen nichts Neues, sondern war für sie schon von Anfang an kennzeichnend. Schon im Römischen Reich sind die ersten Christen dadurch aufgefallen, dass sie sich um die Kranken und Bedürftigen kümmerten, auch wenn diese nicht zur Familie gehörten. Das kannte man so noch nicht und es machte Eindruck.

Abgesehen davon gibt es genügend kreative Denker, die uns versichern: Eine ökologische Renovierung unseres Lebens ist nicht nur Mühsal und traurige Pflicht, sondern kann *manches* sogar angenehmer machen. Man frage zum Beispiel die Stadtplaner von Kopenhagen, wie sie es geschafft haben, durch eine Mischung von kluger Verkehrsplanung und Anreizen einen erheblichen Anteil der Kopenhagener zum Umstieg aufs Fahrrad zu bewegen. Die Beteiligten finden das zumeist nicht etwa nervig, sondern sehen es als einen Gewinn an Lebensqualität.<sup>58</sup> Aber das nur nebenbei. (Zugegeben, ich fahre gerne Fahrrad.)

Die Menschenwürde zu achten kann also auch heißen, dass wir unseren bisherigen Lebensstil grundlegend infrage stellen müssen. So zu denken ist für Christen nichts Neues. Und es hat schon einmal eine Zeit gegeben, wo dieses Denken einen großen Wandel eingeleitet hat.

Es war schon einmal unvorstellbar, dass die europäische Zivilisation auch ganz anders funktionieren könnte. Große Bedenken wurden geäußert, was eine Änderung für die Wirtschaft bedeuten könnte, für den Handel, für das Funktionieren der Gesellschaft. Wie bitteschön solle das alles denn funktionieren, so die Kritiker und Bedenkenträger – ohne den weltweiten Sklavenhandel? So argumentierte man tatsächlich in Europa, vor etwas mehr als 200 Jahren.

Es waren Christen, nicht nur, aber vor allem auch Christen, die dagegen aufbegehren: „Nein, das akzeptieren wir nicht. Das kann und darf nicht sein. Wenn wir uns als Gesellschaft christlich nennen wollen, müssen wir Menschen anders behandeln“, sagten sie sinngemäß. Es waren Politiker wie der Engländer William Wilberforce, die mit glühendem Glauben und mit der Bibel in der Hand wieder und immer wieder erklärten: Jeder Mensch ist nach Gottes Ebenbild geschaffen. Deswegen ist es himmelschreiendes Unrecht, Menschen zu versklaven. Und deswegen muss und wird unsere Zivilisation in Zukunft anders funktionieren.

Diese Sicht setzte sich nicht schnell durch. Die Lebensgeschichte von William Wilberforce ist ein langer, zäher und mühsamer Kampf um die Abschaffung des Sklavenhandels. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts war er erfolgreich. Aber was ihn all die Jahre bis dahin angetrieben hat, war das biblische Bild vom Wert des Menschen. Wir können heilfroh sein, dass er und andere sich damit durchgesetzt haben.

Ich will nun nicht pathetisch werden, dagegen bin



ich normalerweise etwas allergisch. Aber ich wage doch einen Blick in die Zukunft: Könnte es nicht sein, dass in 100, 200 Jahren Menschen zurückblicken und etwas ganz Ähnliches denken? „Wie gut“, sagen sie dann vielleicht, „dass damals, Anfang und Mitte des 21. Jahrhunderts, genügend Menschen genug Fantasie hatten, unser Leben und unsere Wirtschaft umzukrempeln. Weil ihnen das Wohl anderer Menschen und künftiger Generationen wichtiger war als die eigene Bequemlichkeit.“ Vielleicht, hoffentlich, werden Menschen eines Tages so etwas sagen können. Und wie damals bei William Wilberforce ist die biblische Sicht auf den Menschen ein starker Beweggrund, hier beharrlich am Ball zu bleiben.

## 2. Der Mensch hat ein Kernproblem

Ich habe mein Abitur im Jahr 1992 gemacht, an einem Gymnasium in einer beschaulichen Stadt im Rheinland. Ich habe noch die Abi-Zeitung von damals. Der Kleidungsstil belustigt mich, die Gymnasiasten-Scherze und die Fotos. Auf der letzten Seite hatte damals ein politisch interessierter Mitschüler einen Artikel über unsere Zukunft geschrieben: *Jetzt* hätten wir die Chance, so schrieb er, am drohenden Klimawandel etwas zu ändern. Wir würden ja die Ergebnisse der Forschung kennen und wir kämen jetzt ins Berufsleben und an Stellen, an denen wir selbst etwas bewirken und den Prozess aufhalten könnten. Wie gesagt: Das war 1992.

Auf einem Abi-Jubiläum ein paar Jahre später war ihm dieser Text dann peinlich, zu dramatisch. Inzwischen galt es als uncool, mit zu viel Ernst für etwas einzustehen, egal was. Das war Anfang der 2000er-Jahre.

Heute bin ich verblüfft, wie aktuell dieser Text ist. Jetzt haben wir die Chance! – schrieb jemand 1992. Kein Forscher, kein Politiker – ein Abiturient. Soll also keiner sagen, wir hätten nichts gewusst. Warum ist dann so wenig geschehen? Nicht *nichts*, aber doch: *wenig*. Jedenfalls zu wenig, um den CO<sub>2</sub>-Ausstoß deutlich messbar zu verringern.

Seit damals sind um die 30 Jahre vergangen. Und Experten aus der Klimaforschung sagen: Die nächsten Jahre, die 2020er und die folgenden, sind entscheidend. *Jetzt* muss sich dringend und grundlegend etwas ändern, wenn wir auch nur die bescheidensten der weltweit vereinbarten Klimaziele einhalten wollen.

Die Dringlichkeit ist also klar. Doch die Welt – ist anderweitig beschäftigt.

Nicht nur, verständlicherweise, mit ebenso dringenden und lebensbedrohlichen Problemen wie dem Coronavirus. Sondern auch mit völlig unnötigen und gefährlichen Ablenkungen. Zum Beispiel mit aufflammendem Nationalismus (nach dem Motto: „Mein Land ist aber größer und wichtiger als deins!“), mit der Wichtigtuerie vermeintlich großer Männer (nach dem Motto: „*Ich* bin aber wichtiger als du!“), mit Machtpoker und dem Ringen um Einfluss. Als befänden wir uns nicht in den 2020er-Jahren, sondern hundert Jahre früher, als die europäischen Mächte nichts Besseres zu tun hatten, als sich

voreinander aufzuplustern und aufeinander einzuschlagen. Ist der Mensch tatsächlich so wenig lernfähig?

So bitter das alles ist – aus Sicht der Bibel ist es keine Überraschung. Denn für die Bibel ist der Mensch immer beides: großartig, einzigartig, von Gott als Gesprächspartner geschaffen, in der Lage zu kreativen und auch zu zwischenmenschlichen Höchstleistungen. Und der gleiche Mensch – kann schrecklich scheitern. Er kann sich beharrlich weigern anzuerkennen, was gut für ihn ist, kann alle möglichen Ausreden vorbringen, kann sogar selbstzerstörerisches Verhalten rechtfertigen. Weil er ursprünglich frei geschaffen wurde. Und zur Freiheit gehört die Möglichkeit zu scheitern. Auch so lange und so beharrlich zu scheitern, dass man unverbesserlich wirkt.

Das ist eben das, was wir in Kapitel 2 schon mit dem theologischen Fachwort „Sünde“ beschrieben hatten. Ein altes Wort, spröde, streng, für manche klingt es verstaubt, aber ich finde es erstaunlich aktuell.

Ich denke an den Fahrer eines großen Autos, der mitten im dichten Straßenverkehr abrupt aus seiner Parklücke zurücksetzt. Dabei übersieht er eine ältere Dame, die direkt hinter ihm bei grüner Fußgängerampel die Straße überquert. Ich beobachte das Ganze von gegenüber, stehe mit meinem Fahrrad an der gleichen Ampel. Sie hat Glück, das zurücksetzende Auto verfehlt sie haarscharf, sonst hätte es sie womöglich überrollt. Mehrere Menschen, auch ich selbst, signalisieren dem Fahrer: Aufpassen! Hinter Ihnen, ein Mensch! Der Fahrer fährt die Seitenscheibe herunter. Ich rufe ihm zu: „Sie hätten gerade fast eine Fußgängerin angefahren!“ Er blafft mich

an, sein Gesicht ist wutverzerrt, aus seinem Mund kommen keine verständlichen Worte, mehr ein ärgerlicher Laut. Ich kann mir nicht helfen, mir fällt das alte Wort ein: Sünde. Sünde heißt auch, dass Menschen unverbesserlich werden. Und auf Warnungen nur noch mit Wut reagieren.

Als Christ wundere ich mich das nicht. Ich befürchte sogar, dass ich selbst auf andere schon so gewirkt habe. Alle Menschen sind Sünder, und ich muss leider davon ausgehen: Das lässt sich auch in meinem eigenen Leben empirisch nachweisen.

Als Christ muss mich Sünde also nicht wundern, aber sie muss mich auch nicht irre machen. Ich rechne mit der Sturheit von Menschen, ganz normalen Menschen, wie ich selbst einer bin. Trotzdem soll das mein Engagement, zum Beispiel für Klimaschutz, nicht beeinträchtigen. Denn: Meine Hoffnung und meine Motivation ruhen nicht, oder jedenfalls nicht allein, auf der Verbessерlichkeit des Menschen.

### 3. Der Mensch hat nicht das letzte Wort

Da steht ein Mann auf einem Hügel, um ihn herum viele Tausende, Zehntausende von Menschen. Die Luft vibriert vor Spannung. Der Mann redet, will die Menschen mitreißen, das Thema ist zu wichtig, aber heute, anders als sonst, will es ihm nicht recht gelingen. „Erzähl ihnen von dem Traum!“, ruft ihm eine Freundin zu. „Erzähl’s

ihnen!“ Also legt er sein Redeskript zur Seite, eine der berühmtesten Passagen einer der berühmtesten Reden seiner Zeit ist improvisiert, ungeplant:

*„Ich habe einen Traum!“ ruft der Mann. „Ich habe einen Traum, dass meine vier kleinen Kinder eines Tages in einer Nation leben werden, in der sie nicht wegen der Farbe ihrer Haut, sondern nach dem Wesen ihres Charakters beurteilt werden [ ...] Ich habe einen Traum, dass eines Tages jedes Tal erhöht und jeder Hügel und Berg erniedrigt werden. Die unebenen Plätze werden flach und die gewundenen Plätze gerade, und die Herrlichkeit des Herrn soll offenbart werden und alles Fleisch miteinander wird es sehen.“<sup>59</sup>*

Die Menge ist elektrisiert. Martin Luther King heißt der Mann natürlich, wir schreiben das Jahr 1963, es ist der Höhepunkt der Bürgerrechtsbewegung in den USA, die für die Gleichbehandlung von Schwarzen und Weißen eintritt. King ist einer ihrer wichtigsten Köpfe. Und seine Reden und Predigten sind voll von biblischen Bildern der Zukunft, einer Zukunft, die Gott schaffen wird.

Es sind Bilder, aber sie meinen etwas Reales: Eines Tages wird Gott die Welt verwandeln und die Gesamtbotschaft der Bibel sagt deutlich: Ganz am Ende wird diese Veränderung nicht etwa schrittweise eintreten, nicht als allmählicher Prozess, sondern plötzlich, unvorhersehbar, unmissverständlich und für die ganze Welt sichtbar. Das

verspricht Gott schon im Alten Testament – „ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, dass man der vorigen nicht mehr gedenken und sie nicht mehr zu Herzen nehmen wird.“<sup>60</sup>

Manchmal gewinnt man in Predigten in der Kirche ja den Eindruck: Diese biblischen Bilder werden nur als religiöse Lyrik verstanden für etwas, das eben doch die Menschen selbst bewerkstelligen werden; nur wird dies eben in schöne und farbige Worte gekleidet. Das ist aber nicht gemeint. Sondern es ist tatsächlich gemeint: Gott selbst wird Himmel und Erde ganz neu machen.

Der Clou ist: *Richtig* verstanden macht diese Hoffnung nicht etwa passiv, sondern sie *aktiviert*, schon jetzt. Denn wenn ich weiß: Diese neue Welt kommt eines Tages ganz bestimmt, weil sie nicht von der Verbesserlichkeit des Menschen abhängig ist (das wäre eine sehr unsichere Wette). Wenn ich das *weiß*, dann frage ich mich: Worauf warte ich noch? Was hindert mich, schon jetzt nach den Regeln dieser neuen Welt zu leben? Die Regeln der *Gegenwart*, alles das, was heute als „möglich“ und „machbar“ und „realistisch“ gilt, haben jedenfalls langfristig *keine* Zukunft.

Wenn mir die Gegenwart also insgeheim einzurenden versucht: „Ein funktionierendes Wirtschaftssystem braucht nun mal Verlierer.“ Oder: „Zwischen Menschen verschiedener Hautfarben bestehen nun mal Unterschiede.“ Oder: „Unsere Zivilisation braucht nun mal den Raubbau an Ressourcen.“ Wenn mir die Gegenwart so etwas einredet, muss mich das nicht bremsen. Selbst wenn (was zum Glück ja nicht der Fall ist) *niemand*

außer mir selbst solche unausgesprochenen „Glaubenssätze“ infrage stellte, bräuchten sie mich dennoch nicht zu beeindrucken.

Wenn man Gottes Zukunft richtig versteht, steckt in der Hoffnung darauf also eine energische Kritik an der Gegenwart. Wir lassen uns nicht einreden, dass die Verhältnisse so sein müssen, wie sie eben sind. Deswegen, paradoxerweise, haben oft gerade Menschen, die am Ende das Entscheidende von *Gott* erwarten, schon *jetzt* in dieser Welt vieles zum Guten verändert. Martin Luther King ist ein gutes Beispiel.

Denn der Unterschied zwischen dieser Hoffnung auf Gott und einem rein menschlichen Optimismus ist: Die Hoffnung auf Gott ist robuster, weil sie sozusagen frust-resistent ist. Wer so hofft, wundert sich nicht über die Sturheit von Menschen und er muss trotzdem nicht aufgeben.

Erinnern wir uns an die beiden einsamen Wanderer aus Kapitel 1: Die Lage der beiden ist – zunächst – aussichtslos. Dann entdeckt der eine ein Schild, das die Rettung anzeigt. Die Situation der beiden hat sich in diesem Moment noch nicht geändert. Aber die Aussichten des einen haben sich geändert, und das verändert sein Verhalten schon jetzt und hier.

Das ist das, was christlicher Glaube mit dem Thema Klimaschutz „macht“. Ich habe an diesem Thema versucht zu zeigen, dass sich Glaube ja nicht in einer Parallelwelt abspielt, weit weg von Tagesschau und Klimaschutz-Demos, sondern dass er für dieses sehr dringende und aktuelle Problem hilfreich ist. Und zwar nicht nur

dadurch, dass er uns nur zusätzlich motiviert, etwas zu tun, was uns sowieso wichtig wäre. Sondern weil die Sicht des Glaubens auf die Welt tauglich ist für die Realität. Sie hilft uns nämlich, beides einzukalkulieren: die Unverbesserlichkeit von Menschen und die unbegrenzten Möglichkeiten Gottes.

Ich kann allerdings verstehen, wenn Menschen nun gleich eine Anschlussfrage stellen: Warum ist von diesen unbegrenzten Möglichkeiten nicht schon in der Gegenwart *mehr* zu sehen? Warum scheint Gott zu wenig zu ändern an Krankheit, Krieg, am Leiden überhaupt? Das ist zugegeben eine klassische Frage und es ist nach wie vor eine der ernstesten Fragen, die man an den Glauben richten kann. Deswegen widme ich mich dieser Frage in diesem Buch ein ganzes Kapitel lang. Darum wird es auf den nächsten Seiten gehen.





## 6. Warum lässt Gott Leid zu?

Wenn Sie Gott *eine* Frage stellen könnten und Sie wüssten, Sie bekommen auf diese eine Frage eine ausdrückliche Antwort, direkt von Gott – welche Frage würden Sie stellen?

Das war schon mehrfach das Thema von Umfragen, die christliche Hochschulgruppen auf ihrem Campus durchführten oder Gemeinden in den Fußgängerzonen ihres Heimatorts. Das Ganze diente auch zum Einstieg in das Gespräch über Glaubensfragen. Zugleich ein interessanter Gedanke: Nur *eine* Frage an Gott, und Gott antwortet. Welche würde man wählen?

Ich habe mich das auch schon gefragt. Ich würde wohl die Frage stellen: „Kann ich noch weitere Fragen stellen?“ Damit hätte ich zumindest Zeit gewonnen.

Ganz ernsthaft würde ich Gott vielleicht die gleiche Frage stellen, die viele Menschen haben: die Frage nach dem Leid. Wie kann Gott Leid zu lassen? Oder auch: Wie kann man, mit Blick auf all das Leid in der Welt, überhaupt noch an Gott glauben? Für viele Menschen ist das die eine, entscheidende Anfrage an den Glauben, für manche auch das größte Hindernis auf dem Weg zum Glauben.

Natürlich könnte man auch anders fragen: Wie kann man da noch an den *Menschen* glauben? Wenn man sich das Leid in der Welt anschaut – was kann denn Gott dafür, wenn Menschen andere Menschen bespucken und verprügeln, nur weil sie eine andere Hautfarbe haben. Oder wenn Menschen andere Menschen wahllos erschießen und in die Luft jagen, nur weil sie Angst und Schrecken verbreiten wollen. Daran ist ja nicht Gott schuld, sondern das ist von Menschen verursacht.

Trotzdem bin ich als Christ mit dieser Antwort nicht aus dem Schneider. Es reicht nicht zu sagen: „Er war’s nicht“; es reicht nicht, Schuld und Verantwortung zu „verschieben“. Denn als Christ glaube ich an einen Gott, der jeden Menschen liebt. Und ich glaube, dass diese Liebe nicht theoretisch und abstrakt ist, nicht nur ein „prinzipielles Wohlwollen“ ohne praktische Auswirkungen. Sondern ich glaube, dass Gottes Liebe zum Menschen leidenschaftlich und verlässlich ist.

Deswegen stellt sich die Frage nach dem Leid für Christen auch so dringlich. Bei anderen Gottesvorstellungen ist das übrigens anders. Denkt man Gott in erster Linie erhaben und distanziert, in erster Linie machtvoll und sowieso nie zu verstehen, dann ist auch die Frage nach dem Leid kein echtes Problem. Gottes Sicht auf die Welt und unsere sind dann eben himmelweit voneinander verschieden. Was fragen wir also? Aber das ist nicht der Gott, der uns in Jesus begegnet. Dieser Gott liebt Menschen von Herzen und das Leid von Menschen betrifft ihn mit.

Daher kommt eines für mich nicht infrage im Umgang mit der Frage nach dem Leid. Nämlich Leid in irgend-

einer Weise herunterzuspielen und zu verharmlosen. Was soll daran harmlos sein, wenn Kinder verhungern? Was gibt es zu relativieren, wenn Menschen aus der Mitte des Lebens gerissen werden, von einer Krankheit von innen geradezu aufgefressen, die voller Energie und voller Pläne waren? Die Frage ist ernst.

## Ein dreifaches Kunststück

Nun muss ich die Frage „beantworten“. Das heißt, ich muss versuchen, ein dreifaches Kunststück zu vollbringen:

Ich möchte Leiden ernst nehmen. Es reicht nicht, die Frage nach dem Leid mit den gleichen fünf Worten zu beantworten, mit denen zumal Theologen gerne auf schwierige Fragen antworten. (Daran kann man einen Theologen fast erkennen.) Nämlich mit den Worten: „Das muss man differenziert sehen.“ Das stimmt zwar fast immer, klärt für sich aber nichts.

Ich gebe zu, dass mein Wissen begrenzt ist. Wir haben ja zu Recht Vorbehalte gegenüber Menschen, die von ihrer Einsicht und ihren Fähigkeiten allzu sehr überzeugt sind. Ich habe mal von zwei großen Musikern gehört, beide sehr bekannt und beide sehr selbstbewusst, von denen einer zum andern sagt: „Und dann habe ich diese wunderschöne Musik komponiert und die Inspiration dazu kam direkt von Gott.“ Darauf der andere trocken: „Ich kann mich nicht erinnern.“ – Ich gebe also gerne zu, dass mein Wissen begrenzt ist. Ich kann die Frage nach

dem Leid nicht vollständig beantworten. Ich habe einiges dazu zu sagen, aber eine vollständig befriedigende Antwort habe ich nicht anzubieten. Allerdings:

Ich möchte zeigen, dass die Frage nach dem Leid dennoch nicht ein Argument *gegen* Gott ist. Sondern eher für ihn. Die Frage lässt sich wohl nicht vollständig lösen, schon gar nicht diesseits des Himmels. Aber sie taugt gerade nicht als Argument gegen die Existenz Gottes. Dazu zum Schluss dieses Kapitels mehr, es soll ja spannend bleiben.

Deswegen halte ich es auch für sinnvoll, dieser Frage in diesem Buch so viel Raum zu geben. Denn man könnte ja fragen: „Es geht hier doch um eine *Einladung* zum Glauben; es soll gezeigt werden, warum Glaube überzeugend ist, Sinn macht, uns guttut. Und ausgerechnet dabei geht es so viel um *diese* Frage, vielleicht die ernsteste Anfrage an den Glauben überhaupt? Werbewirksam ist das nicht.“ Meine Antwort: gerade deswegen. Gerade weil diese Frage eine der schwierigsten ist, gehört sie in ein Buch wie dieses. Denn ich bin eben, wie ich schon in der Einleitung sagte, überzeugt, dass Gott uns niemals „an unseren Fragen vorbei“ für sich gewinnen will, sondern nur *durch sie hindurch*. Ehrliche Fragen gehören dazu, nur so wird Glaube nachhaltig. Und deswegen übe ich mich auch selbst darin, regelmäßig ernste Anfragen an den Glauben an mich heranzulassen, sie ehrlich und ohne Vorbehalt zu prüfen. Weil ich mir sage: Wenn der Glaube an Jesus wahr ist, muss er jede Anfrage aushalten können.

Meine Rückfrage an andere, die solche berechtigten Anfragen stellen, wäre allenfalls: Seid ihr selbst denn

dazu auch bereit? Seid ihr offen dafür, auch eure Grundüberzeugungen, eure Sicht auf die Welt infrage zu stellen, ernsthaft zu überprüfen? Falls ja, wird das gemeinsame Nachdenken umso spannender. Fangen wir also an.

## Versuche einer Antwort

Welche Antwortversuche gibt es also auf die Frage nach Gott und dem Leid? Ich schreibe bewusst: Versuche, weil die folgenden Antworten nur mehr oder weniger hilfreich sind, manche mehr, manche weniger. Vollständig beantworten kann die Frage nach dem Leid, so viel verrate ich gleich vorweg, keiner dieser Versuche. Hilfreich sind sie dennoch, in unterschiedlichem Maß. Ich stelle nun drei solcher Versuche vor, sozusagen die Top 3. Und wie es sich für eine solche Aufstellung gehört, beginne ich hinten, mit dem Versuch, der mich am wenigsten überzeugt, danach wird es Schritt für Schritt besser.

### Platz 3: „Leiden als Folge eigener Fehler“

Das stimmt – manchmal. Es gibt Formen von Leid, die klar auf eigenes Fehlverhalten zurückzuführen sind. Wer sein Leben lang täglich mehrere Schachteln Zigaretten raucht, sollte sich nicht beschweren, wenn seine Gesundheit schweren Schaden nimmt. Das hat keine höhere Macht verschuldet, das ist das Ergebnis der Summe sei-

ner Einzelentscheidungen. Bei körperlicher Abhängigkeit ist man zwar irgendwann nicht mehr Herr der eigenen Entscheidungen, aber auch eine Suchtkarriere *beginnt* zumeist mit eigenen Fehlentscheidungen.

Oder: Wer Konflikte nicht lösen *will*, wer sich im Streit mit anderen geradezu verheddert, wer nächtelang wach liegt und sich in Rachefantasien ergeht – der muss sich nicht wundern, wenn ihm dies irgendwann auf den Magen schlägt. Vielleicht sogar im wörtlichen Sinne. Streitsucht kann auch den Körper lahmlegen. Versöhnlichkeit und Vergebung sind ja nicht eine lästige Pflicht, sondern das Angebot, frei zu werden von zerstörerischer Wut.

Manches Leid ist also tatsächlich Folge eigener Fehler. Aber auf viel mehr Formen von Leid trifft dies eben nicht zu. Wer zu viel Alkohol trinkt, sich dann in ein Auto setzt und betrunken bei Rot über eine Kreuzung fährt, ist selbst schuld. Was aber kann der Fußgänger dafür, der in diesem Moment die gleiche Ampelkreuzung überquert und vom gleichen Auto erfasst wird? Dieser Antwortversuch hilft also nur sehr begrenzt.

## Platz 2: „Leiden als Weg zur Reife“

Das stimmt etwas öfter. Meine Testfrage an dieser Stelle lautet, mit was für Menschen wir denn am ehesten ehrliche und tiefgehende Gespräche führen. Meine Vermutung ist: Das sind in aller Regel Menschen, denen man anmerkt, dass sie es im Leben nicht nur leicht hatten. Und die Er-

fahrungen von Schmerz und Enttäuschung haben sich vielleicht sogar sichtbar als Falten in ihr Gesicht eingegraben. Sie hätten ihre Reife sicher gern anders gewonnen als durch die schmerzhaften Erfahrungen, die sie gemacht haben; sie wären die letzten, diese Erfahrungen zu romanalisieren. Und doch sind genau das die Menschen, denen wir am ehesten sagen können, was uns wirklich bewegt.

Wer dagegen im Leben niemals an Grenzen gestoßen ist – der kann sehr angenehm und umgänglich sein, heiter und freundlich. Aber würden wir diesem Menschen zum Beispiel unsere größten Ängste anvertrauen?

„Leiden als Weg zur Reife“ – das klingt so streng, nicht wahr? Trotzdem finde ich, es deckt sich vielfach mit unserer Erfahrung. Ein vollkommen schmerzfreies Leben, ein Leben ohne jede Spannung und Herausforderungen, wäre gerade *kein* erstrebenswertes Leben. Es wäre zu „flach“, könnte uns als Mensch nicht formen. Auch der neue Himmel und die neue Erde, die am Ende der Bibel in Aussicht gestellt werden und in der Leid und Tod abgeschafft werden – auch diese neue Welt Gottes wird ja bevölkert von *echten* Menschen, die die Erinnerung an das Leid dieser Welt noch in sich tragen. Sogar der auferstandene Jesus wird in den Evangelien so beschrieben: Er trägt noch die Narben der Kreuzigung. Sie tun nicht mehr weh, aber sie gehören zu ihm.

So schrecklich Leiden also sein kann: Es formt und prägt uns und diese Prägung gehört zu uns als Menschen dazu und verleiht uns Tiefe.

Dieser Antwortversuch erklärt also einiges. Aber er erklärt bei weitem nicht alles. Denn natürlich gibt es auch

Formen von Leid, an denen man nicht reift, sondern zerbricht. Wer soll denn wie daran reifen, dass Kinder verhungern? Hier noch von „menschlicher Tiefe“ zu sprechen wäre zynisch.

Noch etwas besser ist daher der folgende Antwortversuch:

## Platz 1: „Leiden als Preis der Freiheit“

Das ist der Antwortversuch, der in der Geschichte der Christenheit wohl am häufigsten gegeben wurde: Gott hat den Menschen erschaffen als ursprünglich freies Gegenüber, als jemanden, der sich für Gott und für das Gute oder aber dagegen entscheiden kann. Denn Gott will Beziehung, und eine Beziehung kann man nur mit jemandem haben, der sich eben aus freien Stücken zuwenden oder abwenden kann.

Der Mensch ist also ursprünglich frei geschaffen, deswegen hat er die Freiheit, auch zu scheitern. Sein Scheitern muss zudem echte Konsequenzen haben, es kann also nicht sein, dass Gott dem Menschen zwar zunächst Entscheidungsfreiheit einräumte, aber die Folgen seines Fehlverhaltens abwendete, so wie die Eltern eines Kleinkinds, die jeden heruntergeworfenen Bauklotz wieder aufheben. Bei Kleinkindern mag das zeitweise angemessen sein, mit zunehmendem Alter müssen Menschen aber erleben, welche Wirkungen ihr Handeln hat, im Guten wie im Bösen. Sonst wäre ihre Freiheit nur eine scheinbare Freiheit.



Wie gesagt finde ich dieses Menschenbild der Bibel ausgesprochen realistisch. Der Mensch kann scheitern, sogar grandios und schrecklich scheitern, dass andere in Mitleidenschaft gezogen werden. Das gehört zum Menschsein dazu; ein Blick in die Nachrichten reicht, um das zu bestätigen.

Deswegen erklärt auch dieser Antwortversuch viel. Er erklärt zwar nicht, warum Menschen zum Beispiel unter Naturkatastrophen zu leiden haben, sofern diese nicht auf das Handeln von Menschen zurückzuführen sind. Aber er erklärt eben von Menschen verursachtes Leiden als den Preis menschlicher Freiheit. Gott ist dieses Risiko eingegangen, Gott war bereit, diesen Preis zu zahlen, weil nur so der Mensch als echtes und freies Gegenüber möglich war.

Der Preis kann allerdings zu hoch erscheinen. Wer vor lauter Schmerz am Leben verzweifelt, den tröstet die Erklärung „menschliche Freiheit“ sicher nicht. Zumal Menschen eben oft unter den Fehlentscheidungen *anderer* leiden. Denken wir an das Beispiel vom betrunkenen Autofahrer: Der Unfall ist Folge seines eigenen Verhaltens. Aber zu leiden hat darunter jemand anders. Das ist typisch für die Welt nach der Abwendung des Menschen, der theologische Fachausdruck ist die „gefallene Welt“. Diese Welt ist ein heilloses Durcheinander, ganz wörtlich, in dem alle mit allen verbunden sind und alle unter den Fehlern anderer mitleiden.

Deswegen ist der Antwortversuch „menschliche Freiheit“ hilfreich, aber nicht ausreichend.

Was also dann? Ich möchte zwei Schritte weitergehen

und noch genauer fragen: Was ist das eigentlich für ein Gott, an den Christen glauben? Und wie wirkt sich dieses Gottesbild auf die Frage nach dem Leid aus?

## Gott selbst leidet

Wenn ich als Christ von Gott rede, dann meine ich nicht ein theoretisches, abstraktes Wesen, so unerforschlich und erhaben, dass man es nicht hinterfragen dürfte. Sondern ich meine einen Gott, der menschliches Leiden kennt. Ein Gott, der an einem Punkt in der Geschichte des Universums beschlossen hat, einer von uns zu werden. Gott wird – ein Baby, ein Junge, ein junger Mann. Er erfährt, wie es ist, Hunger und Durst zu haben, Freunde zu gewinnen und wieder zu verlieren, populär zu sein und angefeindet.

Er wird zum Spielball der Mächtigen, zum Opfer eines religiös-politischen Schauprozesses, bei dem er am Ende verurteilt wird. Er wird verprügelt und verspottet, dann muss er sein eigenes Kreuz schultern, durch die Menge hindurch- und aus der Stadt hinaustragen, auf die Müllkippe, wo die Hinrichtungen stattfinden. Dort wird er an das Kreuz genagelt. Und stirbt. Christen glauben, dass er nicht im Tod geblieben ist, sondern durch den Tod hindurchgegangen ist. Aber wir glauben: Gott in Jesus hat das alles wirklich durchgemacht, nicht nur zum Schein, nicht nur als Show. Gott kennt unser Leiden „von innen“.

Das beantwortet nicht die Frage, warum er es zulässt. Aber es verändert die Art und Weise, wie wir fragen. Wir

fragen nicht einen Gott, der unbeteiligt und weit weg wäre. Wir fragen einen Gott, der mit jedem leidenden Menschen viel stärker mitleidet, als wir das könnten.

## Gott selbst wird das Leiden beenden

Dazu ein Bild, etwas gewagt und auch ein wenig banal: Ich stelle mir vor, ich baue einen Autounfall. Ich fahre gegen eine Leitplanke und überschlage mich. Danach wache ich im Krankenhaus auf, die Arme und Beine im Gips, der Kopf in einer Halskrause, wie im Film. Und ich murmele vor mich hin: „Warum? Warum musste mir das passieren?“ Da öffnet sich die Tür, ein Freund erscheint, einen Stapel Blätter in der Hand, er sagt: „Warum? Das ist ganz leicht zu beantworten: Du bist zu schnell in die Kurve gefahren“, dabei legt er mir eine Grafik auf den Schoß, „dann hast du die Leitplanke touchiert, hier“, er macht eine Markierung, „und Geschwindigkeit plus nasse Straße haben dazu geführt, dass du dich überschlagen hast. Dabei hast du dir eine Reihe von Frakturen zugezogen, hier das Röntgenbild – so war das. Deshalb ist dir das passiert.“ Er strahlt mich an.

Damit ist die Frage nach dem Warum beantwortet. Oder auch nicht. Denn darum ging es mir natürlich nicht. Wer in Leid und Schmerz „Warum?“ fragt, sucht kaum scharfsinnige Erklärungen. Sondern das Warum ist Ausdruck seiner Klage. Er will, dass sich seine Lage bessert.

Genau das ist Inhalt der christlichen Hoffnung: nicht

in erster Linie eine *Antwort auf das Rätsel* des Leides, jedenfalls wohl nicht diesseits des Himmels. Aber die Aussicht auf die *Lösung des Problems*, am Ende der Zeiten, durch Gott selbst.

Diese Aussicht wird auf den letzten Seiten der Bibel beschrieben: Gott wird einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen. Alles, was gut und heilsam war, kommt auch in der neuen Welt vor; alles Zerstörerische wird abgeschafft: Krankheit, Streit, Leid insgesamt – ja sogar der Tod wird abgeschafft. „Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen“<sup>61</sup>; ich kann mir nicht helfen, ich stelle mir vor, jeder leidende Mensch darf einen Moment auf Gottes Schoß Platz nehmen, und mit einem großen, kosmischen Taschentuch wischt Gott auch seine Tränen ab.

Das ist der Inhalt der christlichen Hoffnung. Das beantwortet *nicht* die Frage, warum Gott dies nicht *jetzt* schon tut – wenn er es doch angeblich *kann*. Die Bibel selbst vibriert geradezu mit dieser Frage, ganz am Ende der Bibel steht die dringliche Bitte, der Aufruf an Jesus: „Komm! Komm wieder, und läute diese neue Welt ein!“<sup>62</sup> Die Frage nach dem *Rätsel* des Leides beantwortet die christliche Hoffnung also nicht. Aber sie stellt die *Lösung des Problems* in Aussicht. Wenn ich wählen müsste, zwischen der Antwort auf das Rätsel und der Aussicht auf die Lösung, würde ich letzteres wählen.

Aber das nur nebenbei. Wichtiger ist mir: Auch wenn die Frage nach dem Leid so also nicht beantwortet wird, bestätigt die christliche Hoffnung noch etwas anderes. Nämlich, dass unser Leiden am Leiden berechtigt ist.

Es wird uns im christlichen Glauben gerade nicht eingeredet, es sei schon alles in Ordnung so, wir müssten die Welt nur einmal aus Gottes Perspektive überblicken, dann würden wir sehen, wie schön sich eins ins andere fügt. Nein: Die Welt, so wie sie jetzt ist, ist *nicht* vollständig in Gottes Sinne. Vieles passiert auf der Welt, was ihn schmerzt – und was er eines Tages beenden und grundlegend verändern wird. Christen sind keine Freunde des Status quo – weil Gott eines Tages alles ändern wird. Unser Leiden *am* Leiden ist berechtigt.

## Die Welt als Ruine

Damit bin ich bei meinem letzten Gedanken, den ich eingangs versprochen habe: Die Frage nach dem Leid bleibt, aber sie taugt gerade *nicht* als Argument *gegen* Gott. Sondern in unserem Leiden am Leiden steckt gerade ein Argument *für* Gott. Das will ich erläutern. Dazu beginne ich nochmals mit einem Bild; diesmal ist es etwas komplexer, aber dafür, wie ich finde, sehr hilfreich<sup>63</sup>:

Stellen wir uns, wir schreiben die 1980er-Jahre, also die Zeit vor dem Fall der Mauer zwischen Ost- und Westdeutschland. Und ein Tourist aus einem weit entfernten Land besucht die Stadt Dresden. Stellen wir uns vor, dieser Tourist hat – warum auch immer – tatsächlich noch nie etwas vom Zweiten Weltkrieg gehört. Er besichtigt also Dresden, und er sieht die Ruine der Frauenkirche, die große und schöne alte Kirche mitten im Herzen der Stadt. Diese Kirche war während der Bombenangriffe des

Zweiten Weltkriegs schwer beschädigt worden, nur noch eine Ruine war übrig. Der sozialistische Staat der DDR hatte keine Mittel und/oder kein Interesse, diese Ruine wieder herzurichten, also ließ man sie damals so, vorerst.

Denken wir also an diesen Touristen von weit her, der nichts über die Geschichte dieser Ruine weiß, ja nicht einmal über den Krieg. Was sagt er? Er sagt vielleicht: „Wer hat das denn gebaut? Das passt ja gar nicht zusammen! Das war aber ein schlechter Architekt, oder besser gesagt: Das war wahrscheinlich gar kein Architekt. Keine Ordnung ist zu erkennen.“

In Wirklichkeit war der Architekt der Frauenkirche natürlich genial. Nur ist seit ihrem Bau eine Katastrophe eingetreten, von der unser (fiktiver) Tourist nichts weiß. Diese Katastrophe ändert alles. Die ursprüngliche Schönheit ist dahin, wo Ordnung sein sollte, herrscht Chaos. Und doch, wenn man genau hinschaut, kann man einen Teil der ursprünglichen Absicht noch ahnen. Teile von Mauern und Torbögen sind übrig, ein Rest des Kirchenschiffs. Sonst würde man eine Ruine nicht Ruine nennen, sondern einen Steinhaufen. Der Unterschied ist manchmal nur für Kenner sichtbar, aber er ist da, und er liegt in der *Absicht*, mit der das Ganze einmal konstruiert wurde.

Ein bisschen so geht es uns, wenn wir durch diese Welt gehen. In weiten Teilen sieht sie aus wie eine Ruine, Menschen machen sich gegenseitig das Leben kaputt. Statt Frieden herrscht Streit, statt Schönheit herrscht Chaos – so scheint es. Nur warum wundern wir uns darüber eigentlich? Vielleicht weil wir ahnen: Ursprünglich

und schlussendlich ist die Welt anders gedacht. Was wir vorfinden, ist wie eine Ruine, die ursprüngliche Absicht des Schöpfers ist kaum noch erkennbar. Aber sie ist da; deswegen haben wir recht, uns über den Ist-Zustand der Welt zu beklagen. Unser Leiden am Leiden ist berechtigt.

## Leid als Argument *für* Gott

Um nicht missverstanden zu werden: Ich meine damit *nicht* einfach: „Wir ahnen, dass es einen Gott geben muss, weil wir spüren, dass die Welt eigentlich ganz anders gedacht ist. Und diese Ahnung *kann* uns nur von Gott eingegeben sein.“ Das zu behaupten wäre mir zu simpel. Denn eine solche Ahnung könnte ja auch einfach Wunschdenken sein. Oder sie könnte etwas sein, was sich im Lauf der Evolutionsgeschichte als „praktisch“ erwiesen hat, damit sich Menschen besser an eine lebensfeindliche Umgebung anpassen.

Nein, was ich meine, ist: Wenn wir uns über das Leid der Welt beklagen, meinen wir meist ja nicht nur: „Es *gefällt* mir nicht, dass Menschen leiden.“ Sondern wir meinen: „Es ist Unrecht! So ist die Welt nicht gedacht.“ Das ist ein erheblicher Unterschied. Denn was mir „gefällt“, ist Geschmackssache. Darüber habe ich schon in Kapitel 2 geschrieben: Moralische Urteile sind etwas anderes als Geschmacksurteile. Wenn wir uns über das Leid der Welt beklagen, ist damit auch ein moralisches Urteil verbunden, nämlich der Protest gegen Unrecht.

Etwas als Unrecht zu bezeichnen macht aber nur Sinn,

wenn es auch einen objektiven Standard für Recht und Unrecht gibt. Wäre der Standard nur subjektiv, wären wir doch wieder bei bloßen Geschmacksfragen, bei einem bloßen „Es gefällt mir nicht“. Wer würde sich schon damit begnügen zu sagen: „Es *gefällt* mir nicht, dass Kinder verhungern“? Nein, wir sagen zu Recht: „Es ist Unrecht! Es darf nicht sein.“

Ich meine also auch hier *nicht* einfach, dass die Stärke unseres ethischen *Empfindens* etwas richtig oder falsch „macht“. Man kann starke Gefühle ja auch für das falsche Anliegen haben. Ich meine außerdem *nicht* einfach, dass unser ethisches Empfinden *für sich genommen* ein starkes Argument für Gott wäre, nach dem Motto: „Nur Gott kann uns ein Gewissen gegeben haben.“ Das stimmt ja nicht; ethisches Empfinden kann man auch anders zu erklären versuchen.

Nein, was ich meine, ist: Unser ethisches Empfinden ist sozusagen das „Sinnesorgan“, mit dem wir Zugang haben zu einer Wahrheit, die objektiv und unabhängig von uns gilt, nämlich: Es *gibt* Recht und Unrecht, das ist *nicht* nur unsere private Idee, also gibt es auch einen objektiven Standard für Recht und Unrecht. Darüber habe ich mir schon in Kapitel 2 Gedanken gemacht und dies möchte ich nun noch einmal vertiefen.

Denn natürlich ist mir klar, dass man dies auch bestreiten kann. Man kann zum Beispiel sagen: „Nein, so etwas wie objektives Recht und Unrecht gibt es eben nicht. Das ist nur eine Wunschvorstellung.“ Man muss sich allerdings klarmachen, was man damit sagt. Man sagt damit im Grunde: „Es gibt eben doch keinen prinzipiellen Un-



terschied zwischen Geschmacksurteilen (Pizza ist lecker) und ethischen Urteilen (Mord ist Unrecht).“ Das kann man tapfer behaupten; für mich kommt es nicht infrage.

Und wie gesagt: Ein objektiver Standard für Recht und Unrecht bedeutet nicht, dass uns *Menschen* immer zweifelsfrei klar wäre, was in einer konkreten Situation das Richtige ist. Oft müssen wir darüber diskutieren, auch leidenschaftlich. Auch das macht aber, wieder, nur dann Sinn, wenn es eben ein objektiver Standard ist, nach dem wir suchen. Wäre er nicht objektiv, könnte man sich auch das Diskutieren sparen, weil es dann nichts gibt, an dem man Argumente messen kann. „Recht“ hätte dann, wer sich eben durchsetzt, und nicht, wer tatsächlich das Recht auf seiner Seite hat.

Es ist nun richtig schwierig, einen solchen objektiven Standard zu denken, wenn man Gott außen vor lässt. Auch das habe ich schon in Kapitel 2 zu zeigen versucht, im Nachdenken über die Frage: Kann man ohne Gott moralisch sein? Moralisch *handeln* – natürlich! Aber Moral *begründen*, etwa einen Wert wie den der universalen Menschenwürde? Das geht meines Erachtens nur, wenn ein solcher Wert „oberhalb“ des Menschen verankert ist.

So ist es auch mit unserer Klage über Leid und Unrecht in dieser Welt. Beides hängt zusammen. Und so sehr wir uns eine vollständige Antwort schon jetzt wünschen würden – vielleicht gibt es sie diesseits des Himmels noch nicht. Die Frage nach dem Leid bleibt und sie bleibt schwer. Nur eignet sie sich nicht als Argument gegen Gott. Sondern in ihr, in unserem Aufbegehren gegen Leid

und Unrecht, steckt ein Argument *für* ihn. Im Glauben an Jesus werden wir gerade nicht „ruhiggestellt“ mit einer Botschaft wie: Es hat schon alles seinen Sinn, beklag dich nicht. Sondern unserer Klage wird Recht gegeben. Eines Tages wird Jesus wiederkommen und alles wieder so herrichten, wie es von Gott ursprünglich gedacht war, vielleicht sogar besser.

Wie bei der Dresdner Frauenkirche. Nach dem Fall der Mauer wurde sie mit großer Verspätung wieder aufgebaut, so gut es geht, wiederhergestellt. Bei der Neu-Einweihung waren einige wenige ältere Menschen mit dabei, die noch das alte Original kannten. Einzelne davon sollen gesagt haben: Die neue Frauenkirche ist fast besser als die alte. In der Bibel wird in Aussicht gestellt: Wenn die Menschen Gottes neue Welt erleben, wird es ihnen auch so gehen.

## 7. Warum ich trotzdem



## Christ bin.

### Über den Glauben und seine unglaublichen Vertreter

Man kann an Christen manches lustig finden. Eine Straßenbahn hält an einer Haltestelle, mehrere Menschen steigen aus, unter ihnen auch eine ältere Ordensschwester, eine Nonne in vollem Ornat. Das Aussteigen fällt ihr schwer, sie ächzt. Ein kleiner Junge neben ihr reicht ihr die Hand und hilft. Die Nonne, ganz gerührt: „Danke, mein Junge, das ist wirklich nett von dir.“ Darauf der kleine Junge großzügig: „Keine Ursache. Batmans Freunde sind auch meine Freunde.“ (Hochgeschätzte katholische Freunde und Kollegen von mir bestätigen, dass sie dies auch lustig finden.)

Man kann an Christen manches lustig finden. Was aber viel wichtiger ist: Man kann an Christen manches unglaublich finden.

Im Theologiestudium im Fach Kirchengeschichte, also Geschichte des Christentums, habe ich lernen müssen, wie Christen in den 1930er-Jahren reihenweise auf die Nazis hereingefallen sind. Wir ehren heute gern die Aus-

nahmen, die kirchliche Opposition, Christen im Widerstand gegen Hitler, und das zu Recht. Das waren beeindruckende Menschen, aber eben leider nur: Ausnahmen. Die große Mehrheit des Kirchenvolks war dafür – für die „nationale Erweckung“, für Hitler als „Führer“. Sie stimmten ein in den nationalen Wahn und wir können heute noch die Glückwunschnachrichten und Ergebniseadressen nachlesen, die Kirchenleitungen dem „Führer“ schickten, wenn er wieder mal einen „Sieg“ errungen hatte in seinem wahnwitzigen Krieg. Schrecklich.

Oder denken wir an ein neueres Beispiel, weniger eindeutig und keinesfalls direkt vergleichbar, dafür aktueller: die Unterstützung des ehemaligen US-Präsidenten Donald Trump durch eine große Mehrheit der (weißen) evangelikalischen Wähler in den USA, in zwei aufeinander folgenden Wahlen. Oft begründeten sie dies mit Trumps Positionen zu Abtreibung oder Religionsfreiheit, auch wenn sie sein rüpelhaftes Auftreten kritisierten. Doch der Preis war zu hoch:<sup>64</sup> die Unterstützung eines gewohnheitsmäßigen Lügners, mehrfach überführt als Betrüger, mehrfach wurde ihm die Belästigung von Frauen vorgeworfen. Am Ende weigerte er sich lange, seine Abwahl anzuerkennen, redete beharrlich und ohne Begründung von Wahlbetrug, seine Anhänger stürmten sogar das Kapitol in Washington, die amerikanische Demokratie wackelte. Alles „zweitrangig“, solange er die gewünschten Richter für den Supreme Court ernannte? Auf viele wirkte diese Haltung heuchlerisch. Wie kann man da noch Christ sein?

Vielleicht ist für manche von Ihnen das Thema auch

näher. Und Sie erleben die Unglaubwürdigkeit von Christen weniger drastisch, dafür unmittelbarer. Wenn jemand das eine sagt, aber das andere tut. Wenn jemand hohe Maßstäbe vertritt, gerne und oft von seinem Glauben spricht, und man merkt auf einmal, er denkt gar nicht daran, sich selbst entsprechend zu verhalten. Er verbiegt die Wahrheit, wie es ihm passt, ist unzuverlässig oder auch einfach gemein. Das gibt es. Wie kann man da trotzdem glauben – wenn Christen so unglaubwürdig sein können?

## Überzeugungen und ihre Vertreter

Nun könnte dieses letzte Kapitel kurz ausfallen. Ich könnte sagen: Ja, Christen können unglaubwürdig sein und sind es auch – vielleicht zu oft. Aber das ist gar nicht mein Thema. Ich bin ja nicht deswegen Christ, weil *Christen* mich überzeugten, sondern weil *Christus* mich überzeugt. Der Inhalt meines Glaubens ist nicht die Vorbildlichkeit oder Überzeugungskraft von Christen, sondern Jesus Christus; mit seinem Anspruch, Gott zu verkörpern, mit seinem Angebot von Vergebung und Hoffnung über den Tod hinaus. Ich glaube, dass Jesus damit recht hat. Ich glaube, dass dies alles wahr ist.

Wenn nun eine Überzeugung *wahr* ist, gilt ihre Wahrheit *unabhängig* davon, wer alles die gleiche Überzeugung vertritt. Eine Wahrheit wird nicht dadurch unwahr, dass sie von Menschen vertreten wird, die persönlich unglaubwürdig sind. Ihre Unglaubwürdigkeit sagt etwas

über diese *Menschen* aus, über ihren Charakter, aber das heißt nicht, dass ihre *Überzeugungen* automatisch unwahr sind.

Ein einfaches und konstruiertes Beispiel: Stellen wir uns vor, ein Arzt gibt seinem Patienten den Rat: „Sie sollten nicht zu viel Alkohol trinken.“ Und hinterher stellt der Patient fest, dass der Arzt Alkoholiker ist. Dadurch wird der Ratschlag des Arztes nicht falsch, auch wenn er als Person ungläubwürdig wird.

Genauso könnte ich auch im Blick auf den Glauben argumentieren. Und könnte sagen: „Schaut *dahinter*“ – lasst euch nicht von den Fehlformen abhalten, die sind traurig und tragisch, aber sie ändern nichts am Kern des Glaubens. Wie Christen ihren Glauben leben, ist manchmal einfach eine irreführende Verpackung für einen an sich genialen Inhalt.

Und diese Verpackung kann *äußerst* irreführend sein. Manchmal ist es nicht einmal krasse persönliche Ungläubwürdigkeit von Christen, die Menschen vom Glauben abhält, sondern eine solche Verpackung. Wenn ein Jugendlicher in einen Gottesdienst geht, in einem kalten, schlecht beleuchteten Raum, sich niederlässt auf eine Bank und sich fragt, wo in der Bibel steht eigentlich der Satz: „Du sollst es nicht bequem haben“? Wenn dann der Geistliche erscheint, gekleidet in freundlichem Schwarz, und aus einem alten Text vorliest; die Sprache Jahrhunderte alt; die Stimme bekommt einen leichten Singsang, den sie vorher nicht hatte; das Ganze scheint vor allem – weit weg. Wer will es diesem Jugendlichen verdenken, wenn er den Eindruck hat: „Mit mir hat das nichts zu

tun“? – Dann braucht es erst eine ganz andere Erfahrung von Christsein, mit einer ganz anderen Verpackung, damit dieser Jugendliche ahnt: Worum es im Glauben eigentlich geht, ist ganz anders, viel besser.

Unnötig zu sagen, dass man in traditionellen Gottesdiensten auch sehr schöne Erfahrungen machen kann. Wenn Menschen mit dem Herzen bei der Sache sind und man merkt: Das ist wichtig, das hat Tiefe. Aber darum geht es mir nicht. Es geht mir nicht um bestimmte Formen, es geht mir um die Wirkung, die unterschiedliche Formen auf unterschiedliche Menschen haben.

Vielleicht finden Sie das Wort „Verpackung“ unangemessen, aber ich wette, solche Erfahrungen spielen auch bei Ihnen eine Rolle. Dann löst fast alles, was Sie hören und lesen, ein inneres Bild aus. Oft reicht ein Schlüsselbegriff, eine einzige Formulierung, und schon sehen Sie das Gesicht einer Person vor sich, die früher auch so vom Glauben gesprochen hat – und vielleicht war diese Person glaubhaft und sympathisch, vielleicht auch unangenehm. Oder Sie sehen den Gemeinderaum vor sich, in dem Sie früher oft waren. Vielleicht waren Sie gerne dort, fühlten sich zu Hause, vielleicht auch nicht, vielleicht noch es dort merkwürdig oder die Menschen waren merkwürdig. Das alles prägt uns.

Meine simple Bitte lautet: Machen wir uns das alles bewusst, legen wir es offen. Und dann – sehen wir davon ab, schauen wir *dahinter*. Der *Kern* des Glaubens an Jesus, das, worum es eigentlich geht, ist zu genial, als dass wir uns durch irreführende Verpackungen ablenken lassen sollten.

## Und wenn es doch einen Zusammenhang gibt?

Darauf könnte ich mich also konzentrieren. Und doch will ich es dabei nicht belassen. Weil ich weiß, dass manche Erfahrungen, die Menschen mit Christen machen, einfach zu bedrückend sein können. Wenn ihre Art zu glauben lebensfern wirkt, sie keine Antenne für ganz normale Freuden zu haben scheinen, Witze nicht witzig finden und Genuss nicht genießen können. Oder, noch ernster: Wenn sie nach außen hin gerne von Liebe und Aufrichtigkeit reden, aber intern wie selbstverständlich über Abwesende lästern, abwertend und gemein sind. Oder Schlimmeres. Wie gesagt, das gibt es. In solchen Fällen kann ich zumindest verstehen, wenn Menschen fragen: Was, wenn es doch einen Zusammenhang gibt? Was, wenn diese schlechten Eigenschaften mancher Christen doch mit dem Inhalt ihres Glaubens zusammenhängen.

Für manche Menschen liegt hier das größte Hindernis auf dem Weg zum Glauben, das, was sie am wirksamsten davon abhält, sich ganz auf Jesus einzulassen. Weil sie sich fragen: „Ja, Glaube fasziniert mich, die Person Jesus überzeugt mich. Ich würde das alles eigentlich gerne glauben. Aber wenn ich damit Ernst mache – was wird dann aus mir? Werde ich zum Mitglied eines Clubs, zu dem ich vielleicht gar nicht gehören möchte?“

Dabei geht es nicht nur um Äußerlichkeiten wie die Frage: „Wenn ich glaube, darf ich dann nur noch ganz bestimmte Musik mögen? Nur noch sanfte Keyboard-



Akkorde, die sich verlässlich nach Dur hin auflösen?“ Oder: „Darf ich nur noch ganz bestimmte Kleidung tragen, mit diesem organischen Strickmuster?“ Oder: „Darf ich über bestimmte Witze dann nicht mehr lachen?“

Nein, ganz ernsthaft fragen sich manche Menschen: „Macht dieser Glaube nicht vielleicht doch – selbstgerecht?“

Oder: „Macht er Menschen nicht doch gleichförmig, grau in grau, und alles wird abgeschliffen, was sie einzigartig und spannend macht?“

Mein Vorschlag: Schauen wir uns diese beiden Eigenschaften an: selbstgerecht und gleichförmig. Schauen wir uns dann den Kern des christlichen Glaubens an. Und fragen wir uns: Gibt es irgendetwas im Kern des Glaubens, das diese Eigenschaften *nährt*, fördert, verstärkt? Oder laufen diese Eigenschaften dem Kern des Glaubens nicht doch *zuwider*?

## Macht Glaube selbstgerecht?

Wie gesagt, wir sind zu Recht skeptisch, wenn Menschen allzu sehr von sich überzeugt sind. Folgende (wohl erfundene) Geschichte habe ich über den berühmten Boxer Muhammad Ali gehört<sup>65</sup>, der ebenfalls von wenig Selbstzweifeln getrübt war. Eines Tages sitzt Muhammad Ali in einem Flugzeug. Das Flugzeug gerät in Turbulenzen, die Anzeige leuchtet auf: „Sicherheitsgurt anlegen“. Alle legen ihren Gurt an, nur Muhammad Ali nicht, er sitzt weiter breit in seinem Sitz. Eine Stewardess kommt zu

ihm und sagt höflich: „Mr. Ali, auch Sie müssen Ihren Sicherheitsgurt anlegen.“ Darauf er: „Superman braucht keinen Sicherheitsgurt.“ Darauf die Stewardess: „Superman braucht auch kein Flugzeug.“ Sehr schlagfertig.

Manche Menschen haben nun im Blick auf Christen die Sorge: „Christen vertreten so steile ethische Maßstäbe. Sie haben einen so hohen Anspruch an ihr eigenes Leben. Kann es nicht sein, dass man sich dies dadurch versüßt, dass man sich wenigstens *besser* fühlt als andere? Zumindest *etwas* besser, sodass man ein klein wenig auf andere herabsehen kann?“ Anders gefragt: Ist es nicht doch der Glaube selbst, der Christen selbstgerecht macht?

Dazu kann man nur sagen: Das gibt es. Es gibt gläubende Menschen, die häufig und deutlich erkennen lassen: Sie halten sich für besser als andere. Der große christliche Satiriker Adrian Plass lässt in seinen Büchern eine solche Person auftreten: Mrs Flushpool. Einmal beklagt sie sich wieder über den pubertär-frechen Sohn des Ich-Erzählers. Und schließt dann, scheinbar großmütig: „Dennoch verurteile ich ihn nicht. Ein anderer wird das tun.“<sup>66</sup> Natürlich ist Mrs Flushpool eine Erfindung, aber gar nicht so weit weg von der Wirklichkeit.

Das gibt es also. Aber es ist nicht im Sinne des Erfinders, ganz wörtlich: des Erfinders des christlichen Glaubens. Wenn man sich den Kern des christlichen Glaubens anschaut, ist Selbstgerechtigkeit sogar schizophren, ein Widerspruch in sich. Denn im Kern des Glaubens an Jesus steckt ja die Überzeugung: Gott begegnet uns in Jesus mit einer Liebe ohne Wenn – einer Liebe, die keine Bedingungen stellt, keine Vorleistungen fordert. So habe ich

es schon in Kapitel 2 zu beschreiben versucht: Der Kern des christlichen Glaubens ist nicht Ethik, nicht das, was *wir* tun. Der Kern ist das, was *Gott* tut. Das theologische Fachwort dafür ist Gnade. Gnade ist Liebe ohne Wenn.

Das Paradox ist nun: Je mehr man das begreift, dass es im Glauben an Jesus *darum* geht – desto ehrlicher kann man auch dem eigenen Versagen ins Gesicht sehen. Glaube heißt nicht, dass man die eigenen Fehler mit einem falschen Lächeln übertüncht. Glaube heißt, dass man weiß: Gott nimmt mich, wie ich bin, *mit* meinen Fehlern. Gott liebt mich, trotz allem.

Deswegen ist es gerade ein Zeichen von *Wachstum* im Glauben, von zunehmender Reife, wenn einem die eigene Fehlbarkeit immer deutlicher wird. Nicht weil man *mehr* Fehler machen würde als früher oder gar weil man an seinen Fehlern nicht mehr arbeiten würde. Sondern weil man *sensibler* dafür wird. Das ist ein Fortschritt und es ist gerade die Voraussetzung dafür, an sich zu arbeiten. Gnade macht ehrlich und Gnade macht so auch großzügig anderen Menschen gegenüber. Sie sind wie ich, also brauchen sie auch Vergebung so wie ich.

## „Ich hab’s nötig“

Gerade Vorbilder im Glauben, die viel vom Glauben begriffen und sich ihr ganzes Leben lang damit beschäftigt haben, wissen das. Martin Luther hat noch auf dem Sterbebett auf einen kleinen Notizzettel geschrieben: „Wir sind Bettler, das ist wahr.“

Der große Martin Luther – der sicher auch dunkle Seiten hatte, der dennoch unbestritten vom Glauben an Jesus elektrisiert war – schreibt dies am Ende seines Lebens. Nach allem, was er erlebt und bewegt hat, nachdem er halb Europa auf den Kopf gestellt und zur Guten Nachricht von Jesus zurückgerufen hat. Nach all dem ist er nach wie vor: ein Bettler. Jemand, der nur empfängt, nichts zu bieten hat.

Anders gesagt: Eigentlich sagt man mit dem Satz „Ich bin Christ“ immer auch: „Ich hab’s nötig.“ Ich kann mir Gottes Gnade nicht verdienen. Sie ist reines Geschenk. *Eigentlich* sollte es daher gerade Markenzeichen von Christen sein, dass sie ihre Fehlbarkeit kennen. Und es sollte sie freundlich und großzügig anderen gegenüber machen. Natürlich: Sie sind es in der Realität oft nicht, Christen können hartherzig und selbstzufrieden sein. Nur *widersprechen* sie damit dem, was eigentlich das Herz ihres Glaubens ausmacht.

„In Ordnung“, sagen Sie jetzt vielleicht, während Sie dies lesen. „Das klingt ja ganz gut, so habe ich das bisher noch nicht gesehen. Und trotzdem: Wenn man nun Christ wird, heißt das nicht doch, dass man sich festlegt? Auf diesen Glauben und damit auch auf diese Gemeinschaft von Menschen – und will ich das überhaupt? Passt das zu mir?“

Damit sind wir bei der zweiten Eigenschaft, die ich mir näher anschauen wollte:

## Macht Glaube gleichförmig?

Anders gesagt: Werde ich als Christ zu einem Mitglied eines Clubs mit ganz bestimmten Merkmalen? Und werde ich dabei nicht gewissermaßen weniger ich selbst, weniger individuell? Dazu holen wir erst einmal Luft und stellen uns eine grundsätzliche Frage: Was ist das eigentlich, was uns einzigartig macht? Ich weiß, das klingt etwas akademisch, aber Sie werden hoffentlich merken, wie relevant dies an dieser Stelle ist: Was genau macht Menschen einzigartig? Typisch für unsere westliche Kultur ist die Vorstellung vom Individuum, wörtlich „das Unteilbare“, damit verbunden ist meist die Idee: Was Menschen einzigartig macht, sei das, was sie von allen anderen abhebt, was sie von allen anderen unterscheidet; das, was „übrig bleibt“, wenn man die Prägung durch alle anderen abzieht.

Dieses Bild halte ich für einseitig. Denn aus meiner Sicht ist das, was Menschen einzigartig macht, was sie zu sich selbst macht, gerade auch das, was sie mit anderen Menschen *verbindet*. Und das meine ich zunächst ganz schlicht. Ich als Mensch habe mich ja nicht aus einem Vakuum heraus materialisiert, sondern ich bin ich immer als Teil einer Geschichte, und diese Geschichte gäbe es nicht ohne meine Beziehungen zu anderen Menschen.

Ich bin ich zum Beispiel als Sohn meiner Eltern. Mit zunehmendem Alter merkt man ja, wie viele Eigenschaften der eigenen Eltern man auch selbst entwickelt. Manchmal ist das schön, manchmal merkwürdig, manchmal auch amüsant. Wenn ich meinen Kindern Anregungen zum angemessenen Verhalten gebe, rutschen

mir öfters Lieblingszitate meines Vaters heraus, etwa bei Tisch: „Der Primat zeichnet sich durch den Gebrauch von Werkzeugen aus.“

Oder: Ich bin ich als Bruder meiner Brüder. Ich habe drei ältere Brüder und ich sage gern, dass dies vielleicht auch meine Sprechgeschwindigkeit erklärt (die ist berüchtigt). Ich bin ich als Mann meiner Frau, mit der ich schon seit vielen Jahren sehr gerne und mit voller Absicht verheiratet bin. Ich bin ich als Vater meiner Kinder, als Freund meiner Freunde, als Kollege meiner Kollegen. Alles das macht mich aus und die Beziehungen zu all diesen Menschen machen mich ja nicht etwa weniger zu mir selbst, sondern sie prägen mich als Person.

Natürlich sind nicht alle Beziehungen auch gesund, nicht alle Beziehungen fördern unsere Persönlichkeit und helfen uns, uns zu entfalten. Es gibt auch Beziehungen, die uns einengen und Teile unserer Persönlichkeit abschneiden. Das liegt aber nicht an der Tatsache von Beziehungen an sich, sondern daran, mit *wem* wir *was* für eine Beziehung haben.

## Die wichtigste Beziehung

Stellen wir uns nun vor: Da gibt es diese eine, entscheidende Beziehung, zu der wichtigsten Person, diejenige, die uns wie kein anderer kennt. Die es wie kein anderer gut mit uns meint, besser als wir selbst es mit uns meinen können. Stellen wir uns vor, diese Beziehung wäre möglich und diese Person existiert.

Wenn Gott Gott ist, wenn er so ist, wie er im christlichen Glauben beschrieben wird, dann ist die Beziehung zu *ihm* die wichtigste von allen. Und dann, das ist der Clou, macht die *Nähe* zu Gott unsere Einzigartigkeit gerade *sichtbar*. Ich möchte das mit einem Bild veranschaulichen, das ich in Grundzügen von C. S. Lewis übernommen habe. Ich beschreibe es mit meinen eigenen Worten:<sup>67</sup>

Stellen wir uns vor, da gibt es eine Gruppe von Menschen, die verbringen ihr ganzes Leben in einer Höhle, mit nur wenig Licht. (Das ist nicht Platons Höhlengleichnis, auch wenn es ähnlich beginnt.) Stellen wir uns nun vor, durch einen Felsspalt ruft jemand von draußen den Menschen in der Höhle zu: „Kommt nach draußen, kommt ins Licht!“ Was werden die Menschen in der Höhle denken? Sie werden sich vielleicht überlegen: „Es gibt also Menschen, die draußen leben – mitten in diesem gleißenden Licht, das auch durch den Felsspalt fällt und in unseren Augen wehtut? Wahrscheinlich“, so die Menschen in der Höhle, „werden die Menschen von diesem intensiven Licht geradezu verbrannt. Wahrscheinlich sehen sie alle gleich aus.“

In Wirklichkeit natürlich treten die Besonderheiten von Menschen erst im Sonnenlicht zu Tage. Die Pointe, nach C. S. Lewis: So ist es auch in der Beziehung zu Gott. Größere Nähe zu ihm lässt uns nicht etwa „verschwinden“, sondern je näher wir ihm kommen, desto *mehr* werden wir zu uns selbst. Und wir merken im Rückblick, dass vieles, was wir vorher für einzigartig an uns gehalten haben, gar nicht entscheidend war. Wie wir aussehen,

was wir mögen, wie wir uns geben – alles interessant, alles nicht entscheidend. Was uns wirklich ausmacht, wie wir von Gott gemeint sind, wird umso deutlicher, je enger die Beziehung zu ihm wird.

Wir stehen hier also noch ganz am Anfang. Wie wir wirklich gemeint sind, merken wir erst in Gottes Ewigkeit. Ich vermute, die meisten werden recht überrascht sein, zuallererst von sich selbst. „Ach, so war ich gemeint! Verzeihung, dass das nicht schon vorher deutlicher wurde.“ Dieser Prozess dauert also noch an. Wir brauchen nur keine Sorge zu haben, irgendetwas an unserer Persönlichkeit vor Gott „schützen“ zu müssen. Er ist gerade der, der unser Wesen zum Vorschein bringt, behutsam und kreativ.

Wieder kann man sagen: „Das klingt alles schön und gut, vielleicht auch eine Spur zu poetisch. Es ändert nur nichts daran, dass real existierende Christen oft gar nicht so wirken. Manche wirken durchaus gleichförmig, grau in grau, als hätten sie sich abgewöhnt, eigene Gedanken zu denken.“

Das stimmt, das gibt es. Es ist nur – wieder – nicht im Sinne des Erfinders. Und es wäre ja auch nicht damit getan, nur etwas an den Äußerlichkeiten zu ändern, am Kleidungsstil oder am Musikgeschmack. Nichts gegen eine Vielfalt an Gemeinde- und Gottesdienstformen, die brauchen wir dringend. Aber dass man Gott genauso gut klassisch wie modern loben kann, mit Orgel wie mit Mischpult – das ist ein alter Hut. Es ist auch wichtig, dass Christen hier eine Vielfalt unterschiedlich gestrickter Menschen ansprechen, aber es trifft gar nicht den Kern



der Frage. Menschen werden nicht zu Persönlichkeiten durch einen neuen „Anstrich“; auch wenn Reality-Soaps zu Unrecht manchmal das Gegenteil versprechen.

Sondern Menschen werden Persönlichkeiten durch die Nähe zu Gott. Und wo davon unter Christen nicht viel zu spüren ist, ist die Lösung *nicht*, es mit der Nähe zu Gott nicht „zu übertreiben“, sondern sich eher zu fragen: Ist es wirklich *Gott*, dem ich hier nahe bin? Oder eine „geschrumpfte Version“ von Gott, der Gott nur *meiner* Prägung, meiner Gemeinde-Tradition? Vielleicht ist unser Bild von Gott ja zu harmlos geworden, kraftlos und „selbstverständlich“, weit weg von dem leidenschaftlich liebenden, anspruchsvollen Gott der Bibel.

Die überzeugendsten Menschen, denen ich begegnet bin, sind ihr Leben lang bei diesem Gott in die Schule gegangen. Oft sind es ältere Leute, oft wirken sie unspektakulär, sie tun auf den ersten Blick nichts Außergewöhnliches, sehen nicht außergewöhnlich aus. Aber sie gehören zu den originellsten Menschen, die ich kenne. Und die Erfahrungen eines Lebens mit Gott haben sich in ihre Gesichter eingegraben, man spürt: Mit diesen Menschen kann ich reden. Die wissen etwas vom Leben und sie wissen etwas von Gott. Und: So wie sie möchte ich später auch einmal sein. Die lebenslange Nähe zu Gott hat ihr Leben keinesfalls leichter gemacht; aber sie hat ihnen sichtlich gut getan.

## Zum Schluss

Was also, wenn wirklich etwas dran ist am Glauben an Jesus? – Auch wenn Sie bisher wenig damit anfangen konnten, oder auch: wenn Sie schon lange nicht mehr ernsthaft etwas damit anfangen können? Was, wenn Sie doch zu sehr auf die irreführenden Verpackungen des Glaubens geschaut haben und Ihnen der Kern entgangen ist?

Dann wäre das Grund genug, sich mit diesem Kern des Glaubens neu zu befassen. Natürlich zuerst, indem Sie darüber nachdenken oder auch mit anderen darüber sprechen. Allerdings ist der Kern unseres Glaubens ja nicht ein „Etwas“, nur ein „Thema“, über das man halt diskutiert oder auch nicht. Sondern es ist ein *Jemand*, eine Person – Gott in Jesus wartet darauf, dass wir mit ihm sprechen, ihn kennenlernen.

Wieder kann es sein, dass Ihnen diese Sätze bekannt vorkommen: „Aha, jetzt biegt er in die Zielgerade ein. Und lädt zum Gebet ein.“ Ich gebe zu, das tue ich. Ich finde nur auch hier: Was immer Sie vielleicht schon mit Gebet erlebt haben oder mit der Einladung zum Gebet – lassen Sie nicht zu, dass Ihnen das den Weg zu Gott versperrt. Es gibt für das Reden mit Gott tatsächlich keine Voraussetzungen. Sie müssen nicht allem zustimmen, was ich über Gott gesagt habe. Sie müssen auch nicht alles verstanden haben. Sie müssen noch nicht einmal etwas Bestimmtes *fühlen*, schon gar nicht eine bestimmte religiöse Temperatur in sich „erzeugen“. Sie können mit Gott reden, leise und in Gedanken, ohne dass sonst je-

mand etwas davon merkt. Und Sie können ihm sagen, was Sie wirklich denken. Alle Begeisterung, Neugier, auch alle Vorbehalte, Zweifel, vielleicht sogar Ärger. Wenn Gott Gott ist, kann er eins nicht sein: überrascht. Wenn er Gott ist, kennt er sie sowieso in- und auswendig. Und freut sich umso mehr, wenn Sie das Gespräch mit ihm suchen.

Sie könnten das jetzt gleich tun. Wenn Sie mögen, lassen Sie das Buch kurz sinken und reden Sie, in Gedanken, vielleicht so: „Jesus – ich weiß nicht, was ich von alledem halten soll. Ich würde das eigentlich gerne glauben, oder auch: wieder glauben. Wenn du mich hörst, dann hilf mir bitte dabei.“

Ich kann Ihnen nicht garantieren, dass daraufhin alles einfacher wird.

Wovon ich aber zutiefst überzeugt bin: dass Gott Sie hört, dass er sich freut über jedes Wort aus Ihrem Herzen. Und dass seine Liebe zu Ihnen feststeht.



# Anmerkungen

- <sup>1</sup> Zitiert nach Kurt Tucholsky: „Ratschläge für einen schlechten Redner“, in ders.: *Lerne lachen ohne zu weinen*, Berlin: Rowohlt 1932, 323-326.
- <sup>2</sup> Mk 4,40.
- <sup>3</sup> Diese Pointe habe ich aus einer Predigt von Pfr. i.R. Klaus Teschner übernommen.
- <sup>4</sup> Jean-François Lyotard: *Das Postmoderne Wissen*, Wien: Passagen <sup>7</sup>2012, 14.
- <sup>5</sup> Christian A. Schwarz: *Anleitung für christliche Lebenskünstler*, Emmelsbüll: C&P <sup>3</sup>1999, 45.
- <sup>6</sup> C. S. Lewis: *Das Gewicht der Herrlichkeit*, Gießen: Brunnen 2005.
- <sup>7</sup> Joh 11,25.
- <sup>8</sup> Zum Einstieg ins Thema eignet sich z.B. dieser kurze Text: <https://www.begrundet-glauben.org/geschichte/ist-jesus-wirklich-auferstanden/> (27.05.2020).
- <sup>9</sup> Diese Geschichte verdanke ich Eckard H. Krause, von dem ich sie mehrfach in Predigten gehört habe. Erst vor Kurzem habe ich festgestellt, dass es auch eine schriftliche Fassung gibt: Eckard Krause: *Himmelhoch jauchzend. Wie man dem Glück auf die Schliche kommt*, Wesel: Kawohl 2002, 87-81. Ich erzähle meine eigene Version, abgewandelt und in eigenen Worten.
- <sup>10</sup> Sinngemäß in Mk 2,17.
- <sup>11</sup> Mk 2,14.
- <sup>12</sup> Mk 10,51, LUT.
- <sup>13</sup> Mk 5,34, LUT.
- <sup>14</sup> Immanuel Kant : *Gesammelte Schriften*, AA V, 30 (§ 7 *Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft*), 30.

- <sup>15</sup> Richard Rorty: „Human Rights, Rationality, and Sentimentality“, in ders: *Truth and Progress: Philosophical Papers*. Cambridge: Cambridge University Press 2010, 167-185.
- <sup>16</sup> Siehe 1Mo 1,27.
- <sup>17</sup> Richard Dawkins: *Und es entsprang ein Fluß in Eden: Das Uhrwerk der Evolution*, München: Goldmann 1995, 150f.
- <sup>18</sup> Jordan Ellenberg: *The Summer's Most Unread Book Is ...*, Wall Street Journal 03.07.2014; <https://www.wsj.com/articles/the-summers-most-unread-book-is-1404417569> (19.08.2020).
- <sup>19</sup> [#Privatleben](https://de.wikipedia.org/wiki/Stephen_Hawking) (19.08.2020).
- <sup>20</sup> Cambridge University Press 1988; deutsche Ausgabe Reinbek: Rowohlt 1991.
- <sup>21</sup> [https://en.wikiquote.org/wiki/Stephen\\_Hawking](https://en.wikiquote.org/wiki/Stephen_Hawking) (19.08.2020).
- <sup>22</sup> London: Bantam Books 2010; deutsche Ausgabe Reinbek: Rowohlt 2010.
- <sup>23</sup> Stephen Hawking: *The Grand Design*, 5 (Übersetzung M.C.); zitiert nach John Lennox: *God and Stephen Hawking*, Oxford: Lion Books 2011, 17. Auch mehrere der folgenden Gedanken sowie die meisten Hawking-Zitate verdanke ich John Lennox.
- <sup>24</sup> Stephen Hawking: *The Grand Design*, 5 (Übersetzung M.C.).
- <sup>25</sup> Stephen Hawking: *The Grand Design*, 180.
- <sup>26</sup> Übersetzung M.C.
- <sup>27</sup> John Lennox: *God and Stephen Hawking*, 30 (Übersetzung M.C.).
- <sup>28</sup> John Lennox: *God and Stephen Hawking*, 40 (Übersetzung M.C.).
- <sup>29</sup> Stephen Hawking: *The Grand Design*, 17 (Übersetzung M.C.)

- 30 John Leslie: *Universes*, New York: Routledge 1989.
- 31 William Lane Craig: *Reasonable Faith. Christian Truth and Apologetics*, Wheaton: Crossway Books <sup>3</sup>2008, 165.
- 32 „Szientismus“ heißt so viel wie Wissenschaftsgläubigkeit, oder die Verabsolutierung von Naturwissenschaft als einzig denkbarem Zugang zur Wirklichkeit.  
„Reduktionismus“ heißt in diesem Fall ganz ähnlich die Beschränkung möglicher Erklärungen auf ausschließlich naturwissenschaftliche.
- 33 Thomas Nagel: *The Last word*. Oxford University Press 1997, 130f (Übersetzung M.C.).
- 34 Zitiert nach: Michiko Kakutani: *Der Tod der Wahrheit. Gedanken zur Kultur der Lüge*. Stuttgart: Klett-Cotta 2019, 24.
- 35 Tacitus: *Annalen*, Lateinisch/Deutsch, hg. von Erich Heller, Mannheim: Artemis & Winkler <sup>6</sup>2010, zitiert nach Stefan Gustavsson: *Kein Grund zur Skepsis! Acht Gründe für die Glaubwürdigkeit der Evangelien*, Cuxhaven: Neufeld 2018, 76.
- 36 Für einen guten Überblick über Josephus' Aussagen und ihre historische Einordnung siehe Stefan Gustavsson: *Kein Grund zur Skepsis! Acht Gründe für die Glaubwürdigkeit der Evangelien*, Cuxhaven: Neufeld 2018, 70-75.
- 37 Joh 18,38.
- 38 Für einen vertieften Einblick ins Thema empfehle ich gerne nochmals Stefan Gustavsson: *Kein Grund zur Skepsis! Acht Gründe für die Glaubwürdigkeit der Evangelien*, 161-170.
- 39 Zum Beispiel den sog. Christus-Hymnus in Phil 2,6-11; ein Loblied auf Jesus aus der Zeit der allerersten Christen, in dem Jesus bereits auf einer Stufe mit Gott gesehen wurde (siehe V.6).
- 40 Rainer Riesner: *Jesus als Lehrer. Eine Untersuchung zum Ursprung der Evangelien-Überlieferung*, Tübingen: JCB Mohr, 31988. Eine Kurzfassung der wichtigsten

- Argumente findet sich bei Franz Graf Stuhlhofer: *Jesus und seine Schüler. Wie zuverlässig wurden Jesu Worte überliefert?* Gießen: Brunnen 1991.
- 41 Mehr dazu in dem höchst lesenswerten Buch des britischen Experten Richard Bauckham: *Jesus and the Eyewitnesses: The Gospels as Eyewitness Testimony*, Grand Rapids: Eerdmann 2005.
- 42 Lk 4,18.
- 43 Nach Mk 10,13-15.
- 44 Nach Mk 4,60-62.
- 45 Z. B. eben im sog. Christus-Hymnus in Phil 2,6-11, einem urchristlichen Loblied auf Jesus, das noch älter ist als der Brief von Paulus, in dem es zitiert wird, s. o.
- 46 Etwa im Bericht des römischen Beamten Plinius an den römischen Kaiser Trajan, Anfang des 2. Jahrhunderts. Darin beschreibt er die frühen Christen so: „Sie trafen sich regelmäßig vor Sonnenaufgang [...] und sangen Loblieder auf Christus, *als sei er Gott*“, in: Plinius: *Epistulae / Sämtliche Briefe: Lateinisch/Deutsch*; Ditzingen: Reclam 2010; Brief 10 / 96 (Übersetzung und Hervorhebung durch M.C.).
- 47 Siehe Joh 8,12 (Licht); 10,7 (Tür); 11,25 (Auferstehung und Leben); 14,6 (Weg, Wahrheit, Leben).
- 48 Siehe Mk 2,5; Mt 9,2; Lk 7,48.
- 49 Siehe Mt 9,3.
- 50 C. S. Lewis: *Pardon, ich bin Christ. Meine Argumente für den Glauben*, Gießen: Brunnen <sup>23</sup>2016.
- 51 Matthias Clausen: *Ich denke, also bin ich hier falsch? Glauben für Auf- und Abgeklärte*. Marburg: Francke <sup>2</sup>2020, 44-47.
- 52 <https://www.klimafakten.de/meldung/klimawandel-eine-faktenliste> (10.09.2020). Auch im Folgenden beziehe ich mich besonders auf [www.klimafakten.de](http://www.klimafakten.de), ein Gemeinschaftsprojekt deutscher Klimaforscher und Journalisten, das seriös und verständlich über den



aktuellen Stand der Forschung aufklären und gängige Einwände widerlegen möchte.

53 Ebd.

54 Ebd.

55 <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/corona-prognosen-auch-virologe-christian-drosten-kann-sich-irren-16728353.html> (10.09.2020)

56 <https://www.klimafakten.de/meldung/klimawandel-eine-faktenliste> (10.09.2020).

57 T. S. Eliot: *Four Quartets* (1944), Reading: Cox & Wyman, <sup>13</sup>1989, 14 (Übersetzung M.C.).

58 Mehr dazu auf <https://copenhagenize.eu/> (23.09.2020)

59 <https://usa.usembassy.de/etexts/soc/traum.htm> (07.10.2020)

60 Jes 65,17.

61 Offb 21,4, LUT.

62 Frei nach Offb 22,20.

63 Die Idee zu diesem Bild habe ich aus einem Vortrag von Julia Garschagen. Ich erzähle es mit meinen eigenen Worten nach.

64 Vgl. dazu den Artikel von Peter Wehner: „Evangelicals Made a Bad Bargain With Trump. People of faith should embody moral and intellectual integrity“; <https://www.theatlantic.com/ideas/archive/2020/10/the-evangelical-movements-bad-bargain/616760/> (18.10.2020).

65 Die Geschichte wurde mehrfach von verschiedenen Zeitungen erzählt, kann aber wohl nicht verifiziert werden: <https://www.snopes.com/fact-check/back-ali/> (10.11.2020).

66 Adrian Plass: *Die gesammelten Chaoten*, Moers: Brendow 2001, 221.

67 C. S. Lewis: *Pardon, ich bin Christ. Meine Argumente für den Glauben*, Basel: Brunnen <sup>14</sup>1999, 196.

# institut für glaube und wissenschaft

**Das Institut für Glaube und Wissenschaft** will seit seiner Gründung 1999 Denkanstöße und Orientierung in einer pluralistischen Gesellschaft geben und den Dialog zwischen Wissenschaft und christlichem Glauben fördern.

Dies tun wir durch Vorträge, interdisziplinäre Tagungen sowie Publikationen und zwei Websites. Ergänzend zu unserer Buchreihe über Glaube und Wissenschaft sollen unsere Dokumentarfilme die wissenschaftliche Diskussion verständlich und anschaulich nahebringen und kommen auch im Schulunterricht zum Einsatz. Unsere Internetseiten bieten eine umfangreiche Textsammlung zu Ethik, Geschichte, Literatur, Naturwissenschaft, Philosophie, Psychologie, Theologie und Zeitfragen. Auf [www.begrundet-glauben.org](http://www.begrundet-glauben.org) finden Sie Videos, Audios und Texte, die Fragen beantworten und nach Schwierigkeitsgrad sortiert werden können. Auch einen Podcast bieten wir an. Das Institut gehört zur SMD e.V. ([www.smd.org](http://www.smd.org)).

[www.iguw.de](http://www.iguw.de)

[www.begrundet-glauben.org](http://www.begrundet-glauben.org)

mit dem Begründet-glauben-Podcast

[www.shop.iguw.de](http://www.shop.iguw.de)